Romain Rolland:

LUDWIG VAN BEETHOVEN

Deutsch
von L. Langnese-Hug

ERSTES BIS FÜNFTES TAUSEND

Max Rascher, Verlag, Zürich 1918

Druck von Benteli A.-G., Bümpliz-Bern

Beethoven ist im Januar 1903 zum ersten Male in den „Cahiers de la quinzaine“ erschienen.

Europäische Bücher

Geleitwort.

Wir bringen den vollständigen Text der Vorrede zur ersten Auflage von „Beethoven", mit allen Anspielungen auf die zeitlichen Ereignisse jener Epoche. Es schien uns notwendig, den historischen Charakter des Werkes zu wahren, das aus einer gequälten Zeit heraus geboren wurde, in der sich die erste Morgenröte des heroischen Idealismus, in dessen Flammen heute die Welt brennt, über dem niederdrückendsten Materialismus erhob.

Im November 1917.

Der Verlag.

Vorwort.

„Ich will beweisen, daß, welcher gut und edel handelt, auch dafür Mißhandlungen ertragen kann."

Beethoven
an den Magistrat von Wien, 1. Febr. 1819.

Dumpf ist die Luft um uns. Unter einer schweren Glocke verdorbener Dünste liegt erschlafft das alte Europa. Ein Materialismus ohne Größe lastet auf dem Denken, hemmt die Tatkraft der Regierungen und der einzelnen Individuen. Die ganze Welt geht an einem weisen und niederträchtigen Egoismus zu Grunde; er wird sie ersticken. — Öffnet die Fenster, frische Luft ströme herein, uns umwehe der Atem von Helden, wie der Wind von den Bergen!

Das Leben ist hart. Es ist ein täglicher Kampf für sie, die sich nicht seelischer Mittelmäßigkeit hingeben wollen. Ein trauriger Kampf ist es meist, der ohne Größe, ohne Glück, in Einsamkeit und Schweigen ausge-

fochten wird. Armut drückt sie, bittere häusliche Sorgen, aufreibendes törichtes Tagewerk, das unnütz Kräfte verschlingt: ohne Hoffnung, ohne einen Schimmer von Freude, sind die einen getrennt von den andern, ohne den einzigen Trost, den Brüdern im Unglück die Hand reichen zu können, den Brüdern, die sich nicht kennen untereinander. Ganz allein auf sich sind sie gestellt. Da kommen die Stunden, in denen die Stärksten zusammenbrechen unter dem Schmerz. Sie schreien um Hilfe, sie rufen nach einem Freund!

Jenen zu helfen, schließe ich den Kreis der Helden, der Freunde um sie, der großen Seelen, die für das Gute gelitten haben. Nicht an den Hochmut der Ehrgeizigen wendet sich meine Schrift; sie ist ihnen gewidmet, die unglücklich sind. Und wer ist denn nicht unglücklich? So laßt uns den Leidenden den Balsam der geheiligten Leiden darbringen.

Wir stehen nicht allein im Kampf: die Nacht, die über der Welt liegt, erhellt göttliches Licht. Jetzt, heute, mitten unter uns sahen wir reinstes Licht aufgehen, es leuchtete die Flamme der

Gerechtigkeit, der Freiheit: Oberst Picquart, das Volk der Buren. Ist es ihnen auch nicht gelungen, die dichte Finsternis zu verdrängen, so haben sie uns doch in einem Blitz unseren künftigen Weg gezeigt. Folgen wir ihnen, folgen wir all denen, die kämpfen wie sie, einsam, zerstreut über alle Länder, durch alle Jahrhunderte. Es fallen alle Schranken der Zeit, das Volk der Helden erstehe!

Nicht sie nenne ich Helden, die durch den Gedanken oder die Kraft gesiegt haben; sie, ganz allein sie sind es, die kraft ihres Herzens groß waren. Wie einer der Größten unter ihnen gesagt hat, er, dessen Leben ich hier erzähle: „Ich kenne keine andern Vorzüge des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den bessern Menschen zählen machen.“ Wo der Charakter nicht groß ist, kann es der Mensch, kann es der Künstler nicht sein, auch nicht der Mann der Tat. Da erstehen wohl hohle Götzenbilder für die niedrige Menge, aber sie alle zusammen zerstört die Zeit. Was liegt am Erfolg. Groß müssen wir s e i n, nicht es scheinen.

Das Leben derer, deren Geschichte wir zu

schreiben versuchen, war fast immer ein langes Martyrium. Sei es, daß ein tragisches Geschick ihre Seele schmiedete auf dem Amboß von leiblichem, seelischem Schmerz, von Unglück und Krankheit; sei es, daß ihr Leben verwüstet wurde, ihr Herz zerrissen vom Anblick der Leiden, der namenlosen Schmach, die ihre Brüder folterten. Gewiß ist, sie haben das tägliche Brot der Prüfung gegessen, und wenn sie groß geworden sind durch Willenskraft, so sind sie es nicht minder durch Unglück. O, daß sie nicht allzu sehr klagen, sie, die unglücklich sind: der Menschheit Auserwählte sind unter ihnen. Ihre Tapferkeit ströme auf uns über, in unsere Herzen; wenn wir schwach werden, soll unser Kopf einen Augenblick auf ihren Knien ruhn. Sie werden uns trösten. Ein Strom reiner Kraft und allmächtiger Güte fließt aus den Seelen dieser Geweihten. Nicht ihre Werke brauchen wir zu befragen, nicht ihre Stimme zu hören, wir lesen es in ihren Augen, in der Geschichte ihres Lebens, daß das Leben nie größer, nie fruchtbarer — und niemals glücklicher ist — als im Schmerz.

Der Anführer dieser Legion der Helden sei Beethoven, der Starke, Reine. Er selbst wünschte mitten in seinen Leiden, sein Beispiel möchte den übrigen Leidenden ein Halt werden; der Unglückliche möge sich trösten, da er in Beethoven den Starken findet, der, trotz aller Hindernisse der Natur, alles getan hat, was in seiner Macht stand, „um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden."

Nach Jahren des Kampfes und der übermenschlichen Anspannung aller Kräfte dahin gelangt, sein Schicksal zu überwinden und seine Aufgabe zu vollenden, die, wie er sagte, darin bestand, der armen Menschheit ein wenig Mut einzuflößen, rief dieser siegreiche Prometheus einem Freunde zu, der zu Gott flehte: „O Mensch, hilf dir selbst!"

Möge unsere Seele sich begeistern an seinem stolzen Wort! Sein Beispiel belebe in uns aufs Neue den Glauben des Menschen an das Leben, an den Menschen!

Januar 1903.

Romain Rolland.

Wohltuen, wo man kann,
Freiheit über alles lieben,
Wahrheit nie, auch sogar am
Throne nicht verleugnen.

Beethoven.
(Albumblatt 1792.)

Beethoven war klein und untersetzt. Stärke sprach aus dem ganzen Bau seines Körpers. Das Gesicht war breit, ziegelrot, erst gegen sein Lebensende wurde die Gesichtsfarbe kränklich gelb, besonders im Winter, wenn er ans Zimmer gebannt war, nicht mehr im Freien sich erging. Die Stirn war mächtig und zeigte seltsame Höcker. Tiefschwarzes, außerordentlich dichtes Haar, durch das scheinbar kein Kamm je einen Weg sich gebahnt hatte, sträubte sich nach allen Seiten, wie „Schlangen um das Gorgonenhaupt“ [1]). Das Leuchten der Augen

[1]) J. Russel (1822). — Karl Czerny, der ihn als Kind im Jahr 1801 sah, mit einem Bart von mehreren Tagen und der Mähne eines Wilden, mit einer Jacke und einem Beinkleid aus langhaarigem, dunkelgrauem Zeug bekleidet, glaubte Robinson Crusoe zu begegnen.

war so außergewöhnlich, daß alle, die ihn sahen, davon ergriffen waren. Die meisten täuschten sich in ihrer Farbe. Da diese Augen von düsterm Glanz in einem dunkeln, tragischen Antlitz strahlten, sah man sie gewöhnlich schwarz, sie waren indessen graublau [1]). Klein und sehr tiefliegend, öffneten sie sich plötzlich weit in der Leidenschaft, im Zorn, rollten wild und spiegelten alle Gedanken mit wunderbarer Wahrheit [2]). Häufig suchten sie mit traurigem Blick den Himmel. Die Nase war kurz und eckig, breit, der eines Löwen nicht unähnlich, der Mund zart, aber die Unterlippe schob sich über die obere vor. Die mächtigen Kinnbacken hätten Nüsse zermalmen können. Ein tiefes Grübchen im Kinn, rechtsseitig, gab dem Antlitz eine seltsame Asymmetrie. Sein Lächeln sei gütig gewesen und Beethoven selbst im Gespräch häufig liebenswürdig und ermutigend, sagt Moscheles. Aber sein Lachen sei unange-

---

[1]) Notiz des Malers Kloeber, der sein Bild gegen 1818 malte.

[2]) „Seine schönen, sprechenden Augen", sagt der Doktor W. C. Müller, „graziös, liebevoll-wild, zorn-drohend und schrecklich" (1820).

nehm, heftig und wie eine Grimasse, übrigens stets kurz, gewesen. Es war das Lachen eines Menschen, dem die Freude ungewohnt ist. Sein gewöhnlicher Ausdruck war Melancholie, „unheilbare Trauer“. Rellstab sagte im Jahre 1825, daß er seine ganze Kraft aufbieten müsse, um nicht zu weinen beim Anblick dieser sanften Augen und ihrem Ausdruck von Schmerz. Braun von Braunthal trifft ihn etwas später in einer Brauerei: er sitzt in einer Ecke, eine lange Pfeife rauchend, seine Augen sind geschlossen, wie es mehr und mehr seine Gewohnheit ist, je näher der Tod kommt. Ein Freund richtet das Wort an ihn. Er lächelt traurig, zieht aus seiner Tasche ein kleines Notizbuch, dessen er sich bei der Unterhaltung bedient, und mit der kreischenden Stimme, die den Tauben oft eigen ist, bittet er ihn aufzuschreiben, was man ihn fragen will. Sein Gesicht veränderte sich indessen in den Augenblicken der plötzlichen Inspiration, die ihn unvorhergesehen, sogar auf der Straße überfielen, mitten unter den Vorübergehenden, die ihn anstarrten. Wenn er phantasierend am Klavier saß, schwollen die

Muskeln in seinem Gesicht an, die Adern traten hervor, die ohnehin wilden Augen rollten noch einmal so heftig, der Mund zuckte und Beethoven hatte das Aussehen eines Zauberers, der sich von Geistern überwältigt fühlt, die er selbst beschwor. Er glich einer Gestalt Shakespeares [1]), Julius Benedict sagte: „König Lear".

Ludwig van Beethoven wurde am 16. Dezember 1770 in Bonn am Rhein in der elenden Mansarde eines armseligen Hauses geboren. Er war flämischen Stammes [2]). Sein Vater war ein unintelligenter, ewig sich betrinkender Tenor. Seine Mutter gehörte dem Dienstbotenstande an: Tochter eines Kochs, war sie aus erster Ehe die Witwe eines Kammerdieners.

Beethovens schwerer Kindheit fehlte der

---

1) Kloeber sagte: „Ossians". Alle diese Einzelheiten sind Auszüge aus Notizen von Beethovens Freunden oder von Reisenden, die ihn gesehen haben — wie Czerny, Moscheles, Kloeber, Daniel Amadeus Atternohm, W. C. Müller, J. Russel, Julius Benedict, Rochlitz etc.

2) Der Großvater Ludwig, der Hervorragendste der Familie, dem Beethoven am ähnlichsten war, war in Antwerpen geboren und ließ sich erst gegen sein zwanzigstes Jahr in Bonn nieder, wo er Kapellmeister des Kurfürsten wurde. Man darf diese Tatsache nicht vergessen, wenn man den wilden Unabhängigkeitstrieb in Beethovens Natur verstehen will, sowie andere Eigentümlichkeiten seines Charakters, die nicht eigentlich deutsch sind.

sanfte Familiengeist, der Mozart, den Glücklichen, umgab. Von Anbeginn zeigte sich Beethoven das Leben als ein trauriger und brutaler Kampf. Sein Vater wollte des Kindes musikalische Anlagen ausbeuten, es als Wunderkind ausstellen. Mit vier Jahren hielt er den Kleinen für Stunden am Klavier fest, sperrte ihn mit der Violine ein und erdrückte ihn beinahe mit Musik. Wenig fehlte, so wäre ihm die Kunst für immer zum Ekel geworden. Der Vater mußte Gewalt anwenden, damit das Kind sein musikalisches Pensum lernte. Seine Jugend war getrübt durch materielle Sorgen, durch Fragen des Brotverdienstes, durch Aufgaben, für die sein Geist noch nicht reif war. Mit elf Jahren war er Mitglied des Theaterorchesters, mit dreizehn Organist. Im Jahre 1778 verlor er seine Mutter, die er anbetete. „Sie war mir eine so gute, liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin. Wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte, und er wurde gehört“ [1]).

[1]) Brief an Doktor Schade, Augsburg, vom 5. September 1787. (Nohl, Briefe Beethovens).

Sie war an Schwindsucht gestorben, und Beethoven glaubte die Krankheit in sich selbst zu fühlen, litt er doch damals schon unaufhörlich an mancherlei Beschwerden. Zu körperlichen Übeln gesellte sich eine Melancholie, schlimmer als alle Schmerzen [1]). Mit 17 Jahren war er das Familienoberhaupt, auf ihm lag die Verantwortung für die Erziehung seiner beiden Brüder. Ihn traf die Schande, auf den Rücktritt seines Vaters dringen zu müssen, der als unverbesserlicher Gewohnheitstrinker nicht im Stande war, der Familie vorzustehn; dem Sohne wurde des Vaters Pension eingehändigt, damit dieser sie nicht verschwenden konnte. Die Trostlosigkeit dieser Verhältnisse drückte sich tief in seine Seele.

Er fand indessen liebevollen Beistand im Kreise der Familie von Breuning in Bonn, die ihm für immer teuer blieb. Das anmutige „Lorchen", Eleonore von Breuning, war zwei Jahre jünger als er. Er war ihr Musiklehrer und sie führte ihn in die Poesie ein. Sie war die

---

[1]) Er sagte später (1816): „Ein schlechter Mann, der nicht zu sterben weiß, ich wußte es schon als ein Knabe von 15 Jahren."

Gefährtin seiner Kindheit, möglich, daß selbst ein zarteres Gefühl zwischen ihnen bestand. Eleonore heiratete später den Doktor Wegeler, einen der besten Freunde Beethovens. Bis zu dessen Lebensende hat die ruhige Freundschaft zwischen den dreien nicht aufgehört, das bezeugen die würdigen und zärtlichen Briefe Wegelers und Eleonorens und die des „alten treuen Freundes" an den „guten lieben Wegeler".

Das Alter vermochte in keinem von ihnen die jung gebliebene Wärme des Herzens zu ersticken[1]).

So trostlos Beethovens Kindheit war, so hat er ihr und den Plätzen, wo sie sich abspielte, doch ein zärtliches Andenken bewahrt. Später, als er gezwungen war, Bonn zu verlassen und nahezu sein ganzes Leben in Wien zu verbringen, in der frivolen großen Stadt, in ihren traurigen Vorstädten, hat er nie die Rheinlande vergessen können, nie den mächtigen väter-

---

[1]) Wir bringen einige Briefe im Anhang. Beethoven fand auch einen Freund und Leiter in seinem Lehrer, dem ausgezeichneten Gottlob Neefe, dessen vornehm ausgerichtete Natur nicht weniger Einfluß auf ihn gewann, als seine auf breiter Basis ruhende künstlerische Intelligenz.

lichen Strom, „unsern Vater Rhein", wie er ihn nennt. In der Tat ist dieser Strom so lebendig, so beinahe menschlich, daß er der Seele eines Titanen gleicht, in der Gedanken und unübersehbare Kräfte auf- und abwogen. Und nirgends ist er schöner, nirgends mächtiger und zugleich nirgends sanfter als bei Bonn, der Köstlichen, deren beschattete, blütenbedeckte Hänge er mit heftiger Zärtlichkeit liebkost. Hier hat Beethoven seine ersten zwanzig Jahre verlebt, hier stiegen im Herzen des Jünglings die Träume auf — hier, in den Wiesen, die so sehnsüchtig im Wasser zu schwimmen scheinen, auf denen Pappeln stehen, um die Nebel weben, bei den Sträuchern, den Weiden und den Fruchtbäumen, die ihre Wurzeln in den schweigenden, rasch fließenden Strom senken — hier, in den Dörfern, die sich mit ihren Kirchen und Kirchhöfen neugierig-lässig über das Ufer lehnen. Am Horizont zeichnet sich das düstere Profil des blauen Siebengebirges ab, gekrönt von den kahlen bizarren Silhouetten der zerfallenen Burgen. Diesem Land blieb Beethovens Herz für alle Ewigkeiten treu. Bis zum letzten

Augenblicke träumte er von einem Wiedersehen, ohne daß es je dazu gekommen wäre. „Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so schön und so deutlich vor meinen Augen, als da ich euch verließ“ [1]).

Im November 1792 ließ sich Beethoven in Wien nieder, der musikalischen Hauptstadt des damaligen Deutschland [2]). Die Revolution war ausgebrochen, sie begann Europa zu überfluten. Beethoven verließ Bonn im Augenblick, wo der Krieg hereinbrach. Auf dem Wege nach Wien kreuzte er die hessischen Armeen, die gegen Frankreich marschierten. 1796 und 1797 setzte er zwei Kriegsgedichte Friedbergs in Musik: das eine „der Abschiedsgesang an Wiens Bürger“, das andere, der patriotische Chor

[1]) An Wegeler, 29. Juni 1801 (Nohl XIV).

[2]) Er hatte schon einmal, im Frühjahr 1787, eine kurze Reise nach Wien unternommen. Er sah damals Mozart, der ihm wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheint.

Haydn, dessen Bekanntschaft er im Dezember 1790 in Bonn gemacht hatte, gab ihm einige Stunden. Beethoven nahm weitere Stunden bei Albrechtsberger und Salieri. Der erste gab ihm Unterricht in Kontrapunkt und Fuge, der zweite im Satz für Gesang.

„Ein großes deutsches Volk sind wir." Aber vergebens versuchte er, die Feinde der Revolution zu besingen: die Revolution eroberte die Welt und Beethoven. Trotz der Spannung zwischen Österreich und Frankreich knüpft Beethoven ums Jahr 1798 enge Beziehungen mit den Franzosen, mit ihrer Gesandtschaft an, mit dem General Bernadotte, der eben in Wien angekommen war. Aus diesen Beziehungen, den durch sie gepflegten Unterhaltungen, gehen die sich bildenden republikanischen Gefühle Beethovens hervor, die im Laufe seines Lebens zu mächtiger Entwicklung gelangt sind.

Eine Zeichnung, die Stainhauser um jene Zeit von ihm machte, umreißt ziemlich scharf das, was er damals war. Im Vergleich zu den spätern Beethoven-Bildern ist es ungefähr das, was Guérins Bild von Bonaparte mit den scharfen, vom Fieber des Ehrgeizes gezeichneten Zügen, im Vergleich zu den spätern Napoleon-Bildern bedeutet. Auf jener Zeichnung scheint Beethoven jünger als er damals war, mager, aufrecht, steif in seiner hohen Krawatte steckend, mit mißtrauischem, gespanntem Blick.

Er weiß, was er wert ist, er glaubt an die ihm innewohnenden Kräfte. 1796 schreibt er in sein Notizbuch: „Mut, auch bei allen Schwächen des Körpers soll doch mein Geist herrschen. Fünfundzwanzig Jahre, sie sind da, dieses Jahr muß den völligen Mann entscheiden“ [1]). Frau von Bernhard und Gelinek sagen, daß er sehr stolz sei, von rauher, mürrischer Art und in einem starken Provinzdialekt spreche. Seine nächsten Freunde allein kennen die ungewöhnliche Güte, die sich hinter diesem linkischen Stolz versteckt. Als er einmal an Wegeler von seinen großen Erfolgen berichtete, kommt ihm als erster Gedanke in die Feder:

„Du siehst, daß es eine hübsche Lage ist, z. B. ich sehe einen Freund in Not und mein Beutel leidet eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen“ [2]). — Und weiter: „Dann

---

[1]) Am 30. März 1795 war er zum ersten Male in Wien als Klavierspieler im Konzert an die Öffentlichkeit getreten.

[2]) An Wegeler, 29. Juni 1801. „Keiner meiner Freunde darf darben, solange ich etwas habe“, schreibt er an Ries um 1801 (Nohl XXIV).

soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen".

Leiden hatten inzwischen schon an Beethovens Tür geklopft, sie hatten sich in ihm festgekrallt, um ihn nicht mehr loszulassen. Zwischen 1796 und 1800[1]) beginnt die Taubheit ihr Zerstörungswerk an ihm, Tag und Nacht litt er an Ohrensausen, dabei war er von Darmbeschwerden unaufhörlich geplagt. Sein Gehör nahm zusehends ab. Während mehrerer Jahre gestand er seine Schmerzen nicht einmal den besten Freunden, er vermied die Berührung mit der Umwelt. Damit sein Gebrechen unbemerkt blieb, verschloß er das furchtbare Geheimnis in sich selbst. Erst im Jahre 1801

---

[1]) Im Testament von 1802 sagt Beethoven, das Übel habe vor sechs Jahren begonnen, das würde also 1796 heißen. Der Katalog von Beethovens Werken bezeichnet nur Op. 1, drei Trios, als von vor 1796 entstanden, Op. 2, die ersten drei Klaviersonaten, erscheint im März 1796! Man kann also sagen, Beethoven habe sein ganzes Werk als ein Tauber geschrieben. Siehe über die Taubheit Beethovens einen Artikel von Dr. Klotz-Forest in der „Chronique médicale" vom 15. Mai 1905. Der Verfasser des Artikels glaubt die Ursache von Beethovens Leiden in einer allgemeinen vererbten Anlage suchen zu müssen (Schwindsucht der Mutter). Er stellt die Diagnose auf einen Katarrh der eustachischen Röhre (1796), aus dem sich gegen 1799 eine heftige Mittelohrentzündung entwickelte.

kann er es nicht länger verschweigen, verzweifelt gesteht er es seinen besten Freunden, Doktor Wegeler und Pfarrer Amenda: „Mein lieber, mein guter Amenda, mein herzlicher Freund ... wie oft wünsche ich Dich bei mir, denn Dein Beethoven lebt sehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer. Wisse, daß mir der edelste Teil, mein Gehör, sehr abgenommen hat. Schon damals, als Du noch bei mir warst, fühlte ich davon Spuren, und ich verschwiegs; nun ist es immer ärger geworden ... Ob nun auch das Gehör besser wird, das hoffe ich zwar, aber schwerlich; solche Krankheiten sind die unheilbarsten. Wie traurig ich nun leben muß, alles, was mir lieb und teuer ist, meiden, und dann unter so elenden, ego-

---

Durch Verschleppung, ungeeignete Pflege wurde sie chronisch mit allen sich ergebenden Folgen. Die Taubheit nahm zu, ohne je vollständig zu werden. Beethoven nahm die tiefen Laute besser wahr, als die hohen. Man sagt, er habe sich in seinen letzten Jahren eines Holzstäbchens bedient, dessen eines Ende im Klavierkasten auflag, während er das andere zwischen seine Zähne nahm. Er brauchte diese Gehörbrücke, wenn er komponierte. (Siehe C. G. Kunn: Wiener medizinische Wochenschrift.) W. Nagel: Die Musik, März 1902; — Theodor v. Frimmel: Der Merker, Juli 1912.

Im Beethoven-Museum in Bonn sind die von Maelzel für Beethoven ums Jahr 1814 konstruierten Gehörinstrumente aufbewahrt.

istischen Menschen ... Traurige Resignation, zu der ich meine Zuflucht nehmen muß. Ich habe mir freilich vorgenommen, mich über alles das hinweg zu setzen, aber wie wird es möglich sein? [1])"

An Wegeler: „Ich kann Dir sagen, ich bringe mein Leben elend zu; seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil's mir nun nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so gings noch eher; aber in meinem Fach ist das ein schrecklicher Zustand. Dabei meine Feinde, deren Anzahl nicht gering ist, was würden diese dazu sagen! — Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht. Manchmal auch hör ich den Redenden, der leise spricht, kaum, — und doch, sobald jemand schreit, ist es mir unausstehlich ... Ich habe schon oft den

[1]) Nohl, Beethoven, Briefe XIII.

Schöpfer und mein Dasein verflucht . . .
. . . Plutarch hat mich zu der Resignation geführt. Ich will, wenns anders möglich ist, meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde . . . Resignation! welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrige."

Die Tragik dieses Leidens drückt sich nur in einigen Werken jener Epoche aus, so in der Sonate Pathétique, op. 13 (1799), besonders aber im Largo der dritten Klaviersonate, op. 10 (1798). Merkwürdig ist, daß andere Werke jener Jahre, so das lachende Septett (1800), die heitere erste Symphonie in C-Dur (1800) noch in jugendlicher Sorglosigkeit strahlen. Die Seele braucht Zeit, um sich an den Schmerz zu gewöhnen. Ihre Sehnsucht nach Freude ist so groß, daß sie aus dem eigenen Innern hebt, was ihr nicht von außen kommt. Wenn die Gegenwart unerträglich grausam ist, sieht die Seele rückwärts in die Vergangenheit. Die Erinnerung an die glücklichen Tage, die einmal waren, erlischt nicht mit einem Schlag. Der

Glanz, der von ihnen ausging, leuchtet weiter, wenn sie selbst untergegangen sind. Beethoven, der sich in Wien einsam und unglücklich fühlt, nimmt seine Zuflucht zu den Erinnerungen an seine Heimat, seine Gedanken erfüllen sich ganz mit ihnen. Das Thema des Andante con variazioni des Septetts ist ein Rheinisches Lied, die C-Dur-Symphonie ist ein Kind des Rheinlands, ein Gedicht aus der Seele des Jünglings, der seinen Träumen zulächelt. Sie ist voller Frohsinn, voller Sehnsucht, voll von Wunsch, von Hoffnung. Aber an einigen Stellen, in der Einleitung, im Helldunkel einzelner düsterer Baßpassagen, im phantastischen Scherzo, da trifft uns ein Blitz aus des Jünglings Augen ins Herz: es ist der Blick des sich enthüllenden, zukünftigen Genies. Es sind die Augen des göttlichen Bambino der Heiligen Familie von Botticelli, diese Augen eines Kindes, in denen man die kommende Tragödie schon liest.

Zu den physischen Leiden gesellten sich überdies psychische. Wegeler sagt, er habe Beethoven nie ohne eine bis an die äußerste Grenze gesteigerte leidenschaftliche Liebe gekannt, die

aber immer von einer zarten Reinheit gewesen zu sein scheint. Für ihn gab es keine Beziehung zwischen Leidenschaft und Lust. Die Verschmelzung, die unsere Zeit zwischen beiden hergestellt hat, beweist, daß wenig Menschen wissen, wie selten die wahre Liebe ist. In Beethovens Seele lebt etwas Puritanisches: zügellose Gespräche und Gedanken waren ihm ein Greuel, die Heiligkeit der Liebe war ihm unantastbar. Heißt es doch, er habe Mozart die Schöpfung des Don Juan nie verziehen, da sie für ihn eine Profanation des Genies bedeutete. Sein Freund Schindler versichert: er sei mit jungfräulicher Keuschheit durchs Leben gegangen, ohne sich je eine Schwachheit vorwerfen zu müssen.

Ein solcher Mensch mußte das Opfer, der Narr der Liebe werden. Und er wurde es: unaufhörlich war er sterblich verliebt, unaufhörlich träumte er von unerhörtem Glück, das zerrann und bittere Leiden im Gefolge hatte. In diesem Wechsel von Liebe und stolzem sich dagegen Auflehnen ist die reichste Quelle von Beethovens Inspiration zu suchen, bis dann

später das Feuer seines Temperamentes nur noch unter melancholischer Resignation glimmt.

Im Jahr 1801 war der Gegenstand seiner Leidenschaft, wie man annimmt, Giulietta Guicciardi, die er zur Unsterblichkeit emporhob, indem er ihr die berühmte Sonate Op. 27, die „Mondscheinsonate“ widmete. (1802.) Er schreibt an Wegeler: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht ... Diese Veränderung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, die mich liebt und die ich liebe. Es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke [1].“ Er bezahlte sie teuer, diese Augenblicke! Einmal machte ihm diese Liebe das Elend seines Gebrechens, das Unsichere seiner Stellung, das ihn hinderte, die Frau, die er liebte, zu heiraten, doppelt fühlbar, und dann: Giulietta war kokett, kindisch und egoistisch. Sie quälte Beethoven auf grausame Frauenweise und heiratete schließlich im November 1803 den Grafen Gallenberg [2]. Solche Leiden-

[1] An Wegeler, 16. Nov. 1801. (Nohl XVIII.)

[2] Sie entblödete sich später nicht, Beethovens frühere Liebe zu ihr für ihren Mann auszubeuten. Beethoven half Gallenberg.

schaften verheeren die Seele. Wenn sie gar, wie die Beethovens, von einem durch Krankheit geschwächten Körper abhängt, läuft sie Gefahr, unterzugehen. In Beethovens Leben ist dies der einzige Augenblick, wo er beinahe unterlag. Er machte eine verzweifelte Krisis durch, wie wir durch seinen Brief an seine Brüder Karl und Johann vernehmen, der mit der Weisung versehen ist: „Nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen". Es ist das sogenannte „Heiligenstädter Testament". Wie ein Schrei des Schmerzes, der Empörung klingt es, den niemand ohne tiefstes Mitleid anhören kann. Er war nahe daran, Hand an sich selbst zu legen. Nur sein unbeugsames, moralisches Gefühl hielt ihn aufrecht [1]). Auch seine letzte

---

„Il était mon ennemi; c'était justement la raison pour que je lui fisse tout le bien possible", sagt er zu Schindler in einem seiner Konversationshefte von 1821. Das Gespräch wird zum Teil in Beethovenschem Französisch geführt. Er verachtete Gallenberg. „Arrivée à Vienne, elle cherchait moi, pleurant, mais je la méprisais."

[1]) „Empfehlt euren Kindern Tugend, sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elend gehoben, ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte." Und in einem Brief vom 2. Mai 1810 an Wegeler: „Hätte ich nicht irgend-

Hoffnung auf Heilung schwand dahin. „Selbst der hohe Mut, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden, o Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist aller wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen? — Nie? — Nein, es wäre zu hart!"

Das alles klingt wie das Röcheln des mit dem Tode Ringenden. Aber Beethoven überwand, er lebte noch weitere 25 Jahre. Sein mächtiger Wille ergab sich nicht in den Untergang ohne voraufgegangene Prüfung. „Meine körperliche Kraft — sie nimmt seit einiger Zeit mehr als jemals zu und so meine Geisteskräfte. Meine Jugend — ja ich fühle es, sie fängt erst jetzt an. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, was ich fühlen, aber nicht beschreiben kann . . . Oh, die Welt wollte ich umspannen, von diesem Übel frei! . . . Nichts von Ruhe,

---

wo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, solange er noch eine gute Tat verrichten kann, längst wäre ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst."

— ich weiß von keiner andern als dem Schlaf und wehe genug tuts mir, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß als sonst. Nur halbe Befreiung von meinem Übel und dann ... Nein, das könnte ich nicht ertragen. — Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. O es ist so schön, das Leben tausendmal leben [1])!"

Diese Liebe, diese Leiden, dieser Wille, dieser Wechsel zwischen Stolz und Niedergeschlagenheit, diese ganze Tragödie, all das findet sich in den großen Werken aus dem Jahre 1802: in der Sonate mit dem Trauermarsch op. 26, den beiden Sonaten von op. 27 (quasi una Fantasia und Mondscheinsonate) der zweiten Sonate op. 31 mit ihren dramatischen Rezitativen, die wie ein grandioser Monolog auf die Verzweiflung anmuten, in der Violinsonate op. 30 in C-Moll, die dem Kaiser Alexander gewidmet ist, in der Kreutzersonate op. 47, in den sechs heroischen, ergreifenden geistlichen Liedern auf die Gellertschen Texte op. 48. In der II. Symphonie aber aus dem Jahre 1803 spiegelt sich schon der

[1]) An Wegeler (Nohl XVIII.)

Sieg seiner jugendlichen Kraft; man fühlt, sein Wille wird die Oberhand behalten. Eine unwiderstehliche Kraft bricht sich Bahn durch alle Trauer, heftig pulsierendes Leben durchströmt das Finale der Symphonie. Man fühlt, Beethoven will glücklich sein, er sträubt sich dagegen, an ein Unabwendbares zu glauben: er will die Heilung, das Leben, er überschäumt von Hoffnung[1]).

Der Hörer ist oft erstaunt über die Eindringlichkeit, die Energie des Beethovenschen Marsch- und Kampfrhythmus. Besonders fühlbar ist dieses im Allegro und Finale der Symphonie Nr. II, weit mehr aber noch im ersten heroisch-stolzen Satz der Violinsonate op. 30. Das Kriegerische, das dieser Musik eigentümlich ist, entspringt aus der Zeit, in der sie entstanden ist: die Revolution hatte Wien erreicht. Beethoven war von ihr hingerissen. Der Ritter von Seyfried sagt von ihm: „In vertraulicher

[1]) Das Miniaturbild von Hornemann aus dem Jahr 1802 zeigt Beethoven nach der damaligen Mode gekleidet, mit einem Backenbart, einem Tituskopf, dem Aussehen eines Helden von Byronschem Zuschnitt, aber auch mit der napoleonischen Hochspannung des Willens, der die Waffen niemals strecken wird.

Unterhaltung sprach er sich gerne über politische Ereignisse aus, die er mit einer seltenen Intelligenz und scharfem, klarem Blick beurteilte.“ Seine ganze Sympathie ging mit der Revolutionsidee. Er liebte das republikanische Prinzip, sagt Schindler, der Freund, der ihn in der letzten Zeit seines Lebens am besten kannte. Er war ein Anhänger der unbegrenzten Freiheit, der nationalen Unabhängigkeit. Er wollte, daß alle an der Leitung des Staates mitwirken sollten ... Er wollte für Frankreich das allgemeine Wahlrecht und hoffte, daß Bonaparte es einsetzen und so den Grund zum Glück der Menschheit legen würde. Als Revolutionär im Sinne der Römer, von Plutarch erfüllt, träumte er von einer Republik, die vom Gott des Sieges, von Napoleon, dem ersten Konsul, gegründet würde. Nun schmiedete er, Schlag auf Schlag, 1804 die Eroica[1]): „Bonaparte“, eine Ilias auf

[1]) Wie man weiß, wurde die „Eroica“ für und auf Bonaparte geschrieben. Das erste Manuskript trägt noch den Titel „Buonaparte“. Als Napoleon dann zum Kaiser gekrönt wurde, geriet Beethoven in Zorn: „So ist der auch nicht anders wie ein gewöhnlicher Mensch“, schrie er und in seiner Entrüstung zerriß er die Widmung und schrieb den Titel aus Rache um in: „Heroische Symphonie ... zur Erinnerung an einen großen Mann (Sinfonia eroica,

das Kaiserreich, und 1805—1808 das Finale der C-Moll-Symphonie, das Epos auf die Verherrlichung des Ruhmes.

Die erste, wirklich aus der Revolution geborene Musik: in ihr ist der Geist der Zeit so lebendig, wie in den unmittelbaren Eindrücken, die große, einsame Seelen von gewaltigen Ereignissen empfangen: keine Berührung mit der Wirklichkeit vermag dieses innere Leben zu schwächen. In diesen Werken wird Beethoven zum Epiker, der aus den Kriegen und kriegerischen Ereignissen hervorgeht. Überall drücken sie sich in seinen Werken jener Zeit

---

composta per festeggiare il sovvenire di un grand uomo)." Diese Umänderung rührt beinahe. Schindler erzählte, daß später seine Verachtung für Napoleon nachließ. Er sah in ihm nur noch einen bemitleidenswerten Unglücklichen, einen aus allen Himmeln gestürzten Ikaros. Als er im Jahre 1821 die Katastrophe von St. Helena erfuhr, sagte er: „Vor 17 Jahren schrieb ich die Musik zu diesem traurigen Ereignis". Er gefiel sich darin, im Trauermarsch der Eroica eine Vorahnung von des Eroberers tragischem Ende zu sehn. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Symphonie, vor allem ihr erster Satz, nach Beethovens Gefühl ein Bild von Bonaparte war, sehr verschieden zwar vom Original, aber so wie er ihn sah, so wie er ihn hätte haben wollen, d. h. als Genius der Revolution. Übrigens nimmt Beethoven im Finale der Eroica ein Hauptthema aus einem Werk auf, das er im Jahr 1801 zur Verherrlichung von „Prometheus" des Gottes der Freiheit, des Revolutionshelden par excellence, geschrieben hatte.

aus, vielleicht ohne sein Wissen: in der Ouvertüre zum „Coriolan“ (1807), in der sie stürmen, im vierten Quartett op. 18, dessen erster Satz so viel Verwandtes mit der Ouvertüre hat, in der Appassionata op. 57 (1804), von der Bismarck sagte: „Wenn ich sie häufig hören würde, würde ich immer sehr tapfer sein[1]); im Egmont, bis herunter zu seinen Klavierkonzerten, wo im Es-Dur-Konzert op. 73 (1809) sogar die Virtuosität heroisch wird, wenn Armeen vor unserem inneren Auge vorbeiziehn. — Ist es ein Wunder? Beethoven wußte nicht, als er seinen „Trauermarsch auf den Tod eines Helden“ (Sonate op. 26) schrieb, daß der des Preises würdigste Held, General Hoche, der dem Ideal der heroischen Symphonie viel näher kam als Bonaparte, in der Nähe des Rheins, auf den sein Grabdenkmal von der Höhe eines kleinen Hügels

---

1) Robert von Keudell, ehemaliger deutscher Gesandter in Rom: Bismarck und seine Familie 1901, französische Übersetzung von E. B. Lang. Robert von Keudell spielte Bismarck die Sonate in Versailles am 30. Oktober 1870 auf einem schlechten Klavier vor. Bismarck sagte von dem letzten Satz: „Das sind die Kämpfe und das Schluchzen eines ganzen Lebens.“ Er zog jedem andern Musiker Beethoven vor und sagte mehr als einmal: „Beethoven bekommt meinen Nerven am besten.“

zwischen Koblenz und Bonn herabsieht, gestorben war. Aber er hatte in Wien zweimal das Schauspiel der siegreichen Revolution erlebt. Die französischen Offiziere wohnten im November 1805 der Première vom Fidelio bei, der General Hulin, der Sieger im Kampf um die Bastille, richtete sich bei Lobkowitz ein, dem Freund und Gönner Beethovens, dem die Eroica und die C-Moll-Symphonie gewidmet sind. Am 10. Mai 1809 schläft Napoleon in Schönbrunn[1]). Beethoven haßte später die französischen Eroberer. Aber einmal hat er den Pulsschlag der epischen Zeit auch in seinem Blute

---

[1]) Beethovens Haus lag in der Nähe der Befestigungen Wiens, die Napoleon nach der Einnahme der Stadt sprengen ließ. „Welch zerstörendes, wüstes Leben um mich her", schreibt Beethoven an Breitkopf und Haertel am 26. Juli 1809, „nichts als Trommeln, Kanonen, Menschenelend in aller Art." Ein Bild von Beethoven aus jener Zeit ist uns durch einen Franzosen, der ihn in Wien im Jahre 1809 getroffen hatte, überliefert worden: es ist der Baron de Trémont, Staatsrats-Auditor. Er macht eine malerische Beschreibung von der Unordnung, die in Beethovens Wohnung herrschte. Er sprach mit Beethoven über Philosophie, Religion, Politik, „und besonders über sein Ideal, Shakespeare". Beethoven zeigt sich nicht abgeneigt, Trémont nach Paris zu folgen, da er wußte, daß er dort eine Gemeinde von Bewunderern hatte, so daß das Konservatorium schon seine Symphonien aufführte. (Siehe im „Mercure musical" vom 1. Mai 1906. Une visite à Beethoven par le baron de Trémont, publié par J. Chantavoine.)

gefühlt, und wer diesen Heldenrhythmus nicht am eigenen Leibe empfindet, wird die Musik der berstenden Ereignisse und triumphierenden Kräfte nur halb verstehn.

*

Beethoven unterbrach plötzlich die Arbeit an der C-Moll-Symphonie, um in einem Zug, sogar ohne seine gewöhnlichen Skizzen, die IV. Symphonie herunterzuschreiben. Das Glück war ihm erschienen: im Mai 1806 verlobte er sich mit Therese von Brunswick. Sie hatte ihn seit langem geliebt, seit der Zeit, da sie als kleines Mädchen bei ihm Klavierstunden genommen hatte, in der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes, Beethoven war der Freund ihres Bruders, des Grafen Franz. Im Jahr 1806 war er Brunswicks Gast auf Mártonvásár in Ungarn, dort liebte Beethoven Therese. Die Erinnerung an jene glücklichen Tage ist uns in einigen Erzählungen Theresens erhalten geblieben[1]). Beethoven habe sich eines Sonntag abends ans

[1]) Mariam Tenger: Beethovens unsterbliche Geliebte, Bonn 1890.

Klavier gesetzt und beim Mondschein zu spielen begonnen. Er hätte, wie gewöhnlich, erst präludiert und sei dann nach einigen einleitenden Akkorden im Baß in die Melodie von J. S. Bach[1]) übergegangen: „Willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an". Die Mutter und der mitanwesende Pfarrer seien darüber eingeschlafen, der Bruder habe vor sich hingestarrt, sie aber, von der Beethoven keinen Blick gewandt habe, sei vom vollsten Lebensgefühl erfüllt gewesen. Am andern Morgen, als sie ihm im Park begegnete, sagte er: „Ich schreibe jetzt eine Oper! Ich habe die Hauptgestalt in mir und vor mir, wo ich gehe und stehe. Nie war ich noch auf solcher Höhe! Alles Licht — alles rein und klar! — Bisher glich ich dem dummen Burschen im Märchen, der Steine sammelt und die herrliche Blume nicht beachtet, die an seinem Wege blüht." „So haben wir uns gefunden", erzählt sie. „Im

[1]) Es ist das Lied, das im Album der Anna Magdalena Bach 1725 (Bachs zweite Frau) unter dem Titel „Aria di Giovannini" steht. Man hat sich darüber gestritten, ob das Lied J. S. Bach zuzuschreiben sei.

Mai 1806 wurde ich seine Braut. Aber er mußte gleich fort. Ich erfuhr Monate hindurch nur aus seinen Briefen an Bruder Franz etwas über ihn und sein Leben."

Die vierte Symphonie, die in diesem Jahre entstand, ist die reine Blume mit dem Duft jener heitersten Tage in Beethovens Leben. Man hat mit Recht darin „das damalige Streben Beethovens gesehn, dem allgemein Gekannten und Beliebten der überlieferten Form und damit dem eigenen bessern Fortkommen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen" [1]). Der milde Geist, der seiner Liebe entsprang, beeinflußte sein ganzes Wesen, seine Lebensweise. Ignaz von Seyfried und Grillparzer sagen, er sei voller Lebenslust, lebhaft, fröhlich, höflich im Verkehr, geduldig gegen ungelegene Besucher, sehr sorgfältig gekleidet. Es gelingt ihm sogar so sehr, sie zu täuschen, daß sie seine Taubheit nicht bemerken und sagen, es gehe ihm gut, bis auf seine Kurzsichtigkeit [2])! Diesen Eindruck von ihm

---

[1]) Nohl, Beethovens Leben.

[2]) Beethoven war in der Tat kurzsichtig. Seyfried sagt, seine Sehkraft sei durch die Pocken geschwächt worden, so daß er schon

gibt auch ein Porträt wieder, das Mähler von ihm gemalt hat: es ist ein Beethoven von etwas romantisch frisierter Eleganz, ein Beethoven der gefallen will und der weiß, daß er gefällt. Der Löwe ist verliebt, er zieht seine Krallen ein. Aber in seinem scheinbaren Spiel, selbst in den zärtlichen Phantasien der B-Dur-Symphonie, rauscht im Unterstrom seine furchtbare Kraft mit ihrem wilden Humor, ihren unberechenbaren Einfällen.

Dieser Frieden konnte kein dauernder sein, wenn auch der wohltuende Einfluß der Liebe bis ins Jahr 1810 anhielt. Beethoven verdankt ihm ohne Zweifel die Herrschaft über sich selbst, durch die er seinem Genius die herrlichsten Früchte abrang: die klassische Tragödie der C-Moll-Symphonie und den göttlichen Traum eines Sommertages „Die Pastorale“ (1808)[1],

in der frühen Jugend gezwungen war, eine Brille zu tragen. Diese Kurzsichtigkeit mag auch seinen seltsam unsteten Blick verschuldet haben. Seine Briefe von 1823-24 enthalten häufige Klagen über seine Augen, die ihn schmerzen. Siehe Kalischers Artikel: Beethovens Augen und Augenleiden. Die Musik, 15. März — 1. April 1902.

[1]) Die Musik zu Goethes Egmont wurde 1809 angefangen. — Beethovens Wunsch wäre es gewesen, auch zum Tell die Musik zu schreiben, aber es wurde ihm ein Gyrowetz vorgezogen!

1807 erscheint die „Appassionata", zu der ihn Shakespeares „Sturm"[1]) inspirierte und in der er seine bedeutendste Sonate sah. Sie ist Theresens Bruder gewidmet, ihr selbst, 1809, die träumerisch-phantastische Sonate op. 78.

In einem undatierten[2]), an die „unsterbliche Geliebte" gerichteten Brief, tritt nicht weniger als in der Appassionata die Stärke seiner Leidenschaft zu Tage.

„Mein Engel, mein Alles, mein Ich — die Brust ist voll, Dir viel zu sagen. Ich weine, wenn ich denke, daß Du erst wahrscheinlich Sonnabends die erste Nachricht von mir erhältst, — wie Du mich auch liebst, — stärker liebe ich Dich doch. Ach Gott, welches Leben!! so!! ohne Dich! — So nah, so weit! . . . Meine Ideen drängen sich zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksal abwartend ob es uns erhört — leben kann ich entweder nur ganz mit Dir, oder gar nicht . . . Nie eine andere

---

[1]) Gespräch mit Schindler.

[2]) Scheint aber in Korompa, bei den Brunswick geschrieben worden zu sein.

kann mein Herz besitzen, nie — nie — o Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in W. so wie jetzt ein kümmerliches Leben — Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich ... Sei ruhig ... sei ruhig — liebe mich — heute — gestern — welche Sehnsucht mit Tränen nach Dir — Dir — Dir — mein Leben — mein Alles — leb wohl — o liebe mich fort — verkenne nie das treuste Herz Deines Geliebten L.

ewig Dein, ewig mein, ewig uns[1])."

Was trennte die sich Liebenden? — Vielleicht der Unterschied in den Lebensbedingungen, das einerseits fehlende Vermögen. Vielleicht auch, daß sich Beethoven gegen die lange, ihm auferlegte Wartezeit sträubte, gegen das Demütigende des Zwanges, die Liebe lange geheim halten zu müssen. Möglich auch, daß die Geliebte unter ihm, dem Kranken, Heftigen, Menschenfeindlichen litt, daß er es fühlte, keine Abhilfe schaffen konnte, und darüber in Verzweiflung geriet. — Genug — das Bündnis

[1]) Nohl, Beethovens Briefe.

wurde gelöst, ohne daß weder das eine noch das andere je seine Liebe hätte vergessen können. Bis zu ihrem letzten Tage liebte Therese von Brunswick Beethoven. (Sie starb erst im Jahre 1861.)

Beethoven sagte 1816: „Indem ich an sie denke, schlägt mein Herz noch so stark wie an dem Tage, da ich sie zum erstenmal sah.“ Aus diesem gleichen Jahre stammen die sechs ergreifenden Gesänge „An die ferne Geliebte“. Er schreibt in seinen Notizen: „Mein Herz strömt über beim Anblick der schönen Natur, obschon ohne sie.“ Therese hatte Beethoven ihr Bild geschenkt mit der Widmung: „Dem seltenen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen. T. B.[1])“

Ein Freund überraschte Beethoven in seinem letzten Lebensjahre, wie er das Bild unter Tränen küßte und nach seiner Gewohnheit laut mit ihm sprach. Der Freund zog sich unbemerkt zurück, und als er etwas später zurück-

---

[1]) Dieses Bild wird heute in Bonn, im Beethoven-Haus aufbewahrt. Es wurde in „Beethovens Leben“ von Frimmel (Pg. 29) sowie in der Musical Times vom 15. Dezember 1892 reproduziert.

kam, fand er Beethoven am Klavier. „Heute ist ja gar nichts Dämonisches in deinem Gesicht, alter Bursche", sagte er zu ihm. Beethoven antwortete: „Mir ist mein guter Engel erschienen".

Der Schmerz saß tief. Beethoven sagte in jener Zeit von sich selbst: „Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freunde[1])."

In seinen Notizen schreibt er: „Ergebenheit, innigste Ergebenheit in dein Schicksal! . . . Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere, für dich gibts kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst — o Gott! gib mir Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln."

*

Die Liebe ist nun von ihm geschieden, das Jahr 1810 sieht Beethoven allein. Jetzt aber naht sich der Ruhm und erfüllt ihn mit stolzem Machtgefühl. Er legt seiner Stimmung, seiner

---

[1]) An Gleichenstein (Nohl, Neue Briefe Beethovens XXXI).

Laune keinen Zwang mehr auf, er lebt unbekümmert um die Welt und ihre Meinung, um Konvention und Urteil der Mitmenschen. Wen und was hätte er zu schonen, zu fürchten gehabt? Nach allem Kampf war ihm seine Kraft geblieben und die Freude an diesem seinem stolzen Eigentum, das Bedürfnis sie zu üben, ja sie zu verschwenden. Seine Kleidung ist wieder in ihre alte Nachlässigkeit zurückgefallen, und die Freiheit seiner Manieren ist beinahe herausfordernd geworden. Er weiß, daß er auch den Größten gegenüber das Recht hat, alles zu sagen. „Ich kenne keine andern Vorzüge des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den bessern Menschen zählen machen", schreibt er am 17. Juli 1812[1]). Bettina Brentano, welche ihn damals sah, schreibt an Goethe: „Kein Kaiser, und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven."

Sie stand vollständig im Banne seiner mächtigen Persönlichkeit: „Wie ich diesen sah, von

---

[1]) „Das Gemüt ist der Hebel zu allem Tüchtigen." (An Giannatasio del Rio. — Nohl CLXXX.)

dem ich Dir jetzt sprechen will," beginnt sie ihren Brief, „da vergaß ich der ganzen Welt. Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe ... Ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt), er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran."

Goethe versuchte, Beethoven kennen zu lernen. Er traf ihn in Teplitz im Jahr 1812. Sie konnten beide zu keinem gegenseitigen Verstehen gelangen. Beethoven war ein leidenschaftlicher Bewunderer von Goethes Genius[1]). Er war aber zu unabhängig und heftig, als daß er sich Goethe hätte anpassen können. Er selbst erzählt von einem gemeinsamen Spaziergang, wo er als stolzer Republikaner Seiner Excellenz,

---

[1]) „... wozu ich die Musik gesetzt (Egmont) und zwar bloß aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen." Und weiter: „... vielleicht könnten Sie mir eine Ausgabe von Goethes und Schillers vollständigen Werken zukommen lassen — die zwei Dichter sind meine Lieblingsdichter, so wie Ossian und Homer, welch letzteren ich leider nur in Übersetzungen lesen kann." (An Breitkopf und Härtel, 8. August 1809. — Nohl, Neue Briefe Nr. 5.)

Es ist bewunderungswürdig, wie sicher Beethovens literarischer Geschmack, trotz seiner vernachlässigten Erziehung, war. Neben

dem geheimen Hofrat des Großherzogs von Weimar, eine Lehre von Menschenwürde erteilte, die ihm Goethe nie verziehen hat.

„Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimräte und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen. — Und wenn so zwei zusammenkommen, wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unsereinem als groß gelten kann. — Wir begegneten gestern auf dem Heimweg der ganzen kaiserlichen Familie, wir sahen sie von weitem kommen und der Goethe machte sich von meinem Arme los, um sich an die Seite zu stellen, ich mochte sagen was ich wollte, ich

---

Goethe, von dem er sagte, er scheine ihm „groß, majestätisch, immer in D-Dur“, ja über Goethe stellte er Homer, Plutarch und Shakespeare. Er zog die Odyssee der Ilias vor. Shakespeare las er beständig, man denke an seine Übertragung in Musik des Sturms, des Coriolan. Wie alle Männer der Revolutionszeit, war er von Plutarch erfüllt; Brutus war sein Held, wie er Michel Angelos gewesen war. In seinem Zimmer stand eine Statuette seines Lieblings. Er liebte Plato und träumte davon, dessen Republik in der ganzen Welt einzusetzen. „Sokrates und Jesus sind meine Vorbilder gewesen“, sagt er irgendwo (Gespräche 1819—20).

konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf und knöpfte meinen Überrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog hat mir den Hut gezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich — ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbei defilieren, er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt an der Seite, dann habe ich ihm den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon[1])." Goethe blieb Beethoven nichts schuldig[2]).

Aus dieser Zeit ist die siebente und achte

---

[1]) An Bettina von Arnim (Nohl XCI).

[2]) Goethe sagt zu Zelter: „Beethoven ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt." — Er tat in der Folge nichts gegen Beethoven, aber auch nichts für ihn: er schwieg ihn, sein Werk, sogar seinen Namen, tot. — Im Grund bewunderte er ihn, aber er fürchtete die Gewalt seiner Musik: sie beunruhigte ihn. Vielleicht fürchtete er beim Hören seine olympische Ruhe zu verlieren, zu der er sich durch soviel Schmerzen emporgerungen hatte.

Ein Brief des jungen Felix Mendelssohn, der im Jahr 1830 durch Weimar kam, wirft ein Streiflicht in die Tiefen dieser Seele, in der

Symphonie datiert, beide in wenigen Monaten in Teplitz geschrieben: die erste eine Orgie des Rhythmus, die zweite der Triumph des Humors. In beiden offenbart sich vielleicht Beethovens innerste Natur wie in keinem anderen Werk, er gibt sich, wie er sagt, „aufgeknöpft". Hier finden sich jener Taumel von Freude, von Begeisterung, jene unvermuteten, plötzlichen Gegensätze, die verwirrenden, grandiosen, blitzartigen Einfälle und gigantischen Ausbrüche, die Goethe und Zelter[1]) so erschreckten. In Norddeutschland galt die A-Dur-Symphonie für das Werk eines Betrunkenen. — Betrunken

---

„leidenschaftlicher Sturm und Verworrenheit", wie Goethe selbst sagte, durch die Gewalt des Geistes gebändigt worden waren. — Mendelssohn schreibt: „. . . An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. — Er sagte erst: „Das bewegt aber gar nichts, das macht nur Staunen; das ist grandios" und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen." Und bei Tische, mitten in einem andern Gespräch, fing er wieder damit an."

[1]) Brief Goethes an Zelter vom 2. September 1812. — Zelter an Goethe am 14. September 1812: „Auch ich bewundere ihn mit Schrecken." Zelter schrieb 1819 an Goethe: „Man sagt, er sei verrückt."

in der Tat, aber von der Kraft des eigenen Genius. „Ich bin der Bacchus," hat er von sich selbst gesagt, „der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht." Ich weiß nicht, ob Wagner recht hat, wenn er sagt, im Finale der Siebenten habe Beethoven das Bild eines dionysischen Festes [1]) vorgeschwebt. Ich sehe in dieser entfesselten Kirmesfreude das Merkmal seiner flämischen Abstammung, wie ich es in der freien Verwegenheit seiner Ausdrucksweise, seiner Manieren erkenne, die im Lande der Disziplin und des Gehorsams stolz aus allem und jedem Rahmen fallen. Nirgends finden wir die Kühnheit und freie Kraft wieder, die aus der A-Dur-Symphonie spricht. Hier ist unermeßlicher Reichtum an gelösten, übermenschlichen Energien, denen vom Gedanken kein Ziel gesetzt ist; sie strömen in Freude, in der Freude des Flusses, der aufschäumt, das Ufer überflutend. In der achten geht die Kraft weniger ins Grandiose, aber sie

---

[1]) Jedenfalls hat Beethoven an diesen Vorwurf einmal gedacht: wir finden ihn in seinen Notizen, besonders wo es sich um das Projekt zu einer zehnten Symphonie handelt.

wirkt vielleicht seltsamer noch, charakteristischer für den Menschen, der Tragik dem Humor gesellt, und die herkulische Kraft den Launen, dem Spiel eines Kindes[1]).

1814 stand Beethoven im Zenith seines Ruhmes. Auf dem Kongreß von Wien wurde er als europäische Größe anerkannt und behandelt. Er nahm an den Festlichkeiten teil, die Fürsten huldigten ihm, und er ließ sich, stolz wie er war, von ihnen den Hof machen, wie er sich Schindler gegenüber äußerte.

Die Freiheitskriege begeisterten ihn[2]). 1813 schrieb er seine Schlachtsymphonie „Wellingtons Sieg" op. 91 und anfangs 1814 den Chor auf „Germanias Wiedergeburt". Am 29. November 1814 dirigierte er vor einem Parterre von Königen die für die Feier des Wiener Kongresses geschriebene Kantate „Glorreicher Augenblick", 1815 komponiert er bei Gelegen-

[1]) Amalie Sebald, die junge Berliner Sängerin, lernte Beethoven in Teplitz kennen und traf dort 1811 und 1812 mit ihm zusammen. Möglich, daß die innige und eigentlich zärtliche Freundschaft mit ihr ihn zu diesen Werken inspirieren half.

[2]) Schubert, in diesem Punkte Beethoven entgegengesetzt, hatte 1807 auch ein Gelegenheitswerk „Napoleon dem Großen zu Ehren" geschrieben und sein Werk bei der Aufführung vor dem Kaiser dirigiert.

heit der Einnahme von Paris den Chor „Es ist vollbracht"! Diese nicht besonders bedeutenden Gelegenheitswerke verbreiteten seinen Ruhm mehr als sein ganzes Lebenswerk. Der Kupferstich von Blasius Höfel nach einer Zeichnung von François Letronne, sowie Franz Kleins Gesichtsmaske des trotzig wilden Beethoven vom Jahre 1812 sind lebendige Schilderungen von seinem Aussehen zur Zeit des Wiener Kongresses. Das Charakteristische dieses Löwenantlitzes mit dem fest verschlossenen Mund, den Furchen, die Kummer und Jähzorn gezogen haben, ist der Wille, — der recht eigentlich napoleonische Wille. Man erkennt den Menschen, der von Napoleon sagen konnte: „Was für ein Unglück, daß ich das Kriegführen nicht so gut verstehe wie die Musik, ich würde ihn schlagen!" — Aber sein Reich ist nicht von dieser Welt. „Mein Reich ist in der Luft", schreibt er an Franz von Brunswick[1]).

---

[1]) „Von unserem Monarchen usw., den Monarchien usw., schreibe ich Ihnen nichts." An Kanka während des Wiener Kongresses: „Mir ist das geistige Reich das Liebste und die oberste aller geistlichen und weltlichen Monarchien."

Auf diese Glanzzeit folgt die traurigste, elendeste in Beethovens Leben.

Wien war ihm nie sympathisch gewesen. Sein stolzer und freier Geist konnte sich in dieser, der Künstelei ergebenen Stadt, in ihrer mondänen, mit Mittelmäßigkeit gesättigten Luft, von der Wagner[1]) so verächtlich gesprochen hat, nicht zurechtfinden. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, die ihm einen Vorwand bot, ihr den Rücken zu drehen. Gegen 1808 hatte er ernstlich daran gedacht, Österreich zu verlassen und einem Rufe Jérôme Bonapartes,

---

[1]) „Er lebte in Wien und kannte nur Wien: dies sagt genug. Der Österreicher, der nach der Ausrottung jeder Spur des deutschen Protestantismus in der Schule romanischer Jesuiten auferzogen worden war, hatte selbst den richtigen Akzent für seine Sprache verloren, welche ihm jetzt, wie die klassischen Namen der antiken Welt uns noch in undeutscher Verwechslung vorgesprochen wurde ... Auf dem Boden einer gefälschten Geschichte, einer gefälschten Wissenschaft, einer gefälschten Religion, war eine von Natur heiter und frohmütig angelegte Bevölkerung zu jenem Skeptizismus erzogen worden, welcher ... als wirkliche Frivolität sich zu erkennen geben mußte." (Wagner, Beethoven 1870.) Grillparzer schrieb, es sei ein Unglück, als Österreicher geboren zu werden. Die Komponisten, die gegen Ende des XIX. Jahrhunderts in Wien gelebt haben, haben schmerzlich unter dem Geist der Stadt gelitten, der sich einem pharisäischen Brahms-Kultus hingab. Bruckners Leben war ein langes Martyrium, Hugo Wolf, der sich verzweifelt wehrte, ehe er unterlag, hat über Wien ein unversöhnliches Urteil gefällt.

des Königs von Westfalen[1]), nach Kassel zu folgen. Zu Wiens Ehre sei indessen gesagt, daß sich für Beethoven reiche Hilfsquellen auftaten, gab es doch eine ganze Reihe vornehmer Dilettanten, die Beethovens Größe erkannten und ihrem Vaterlande die Schande ersparten, ihn nicht festgehalten zu haben. 1809 vereinigten sich drei der reichsten Wiener Aristokraten, der Erzherzog Rudolf, Schüler Beethovens, die Fürsten Kinsky und Lobkowitz zu der Verpflichtung, Beethoven eine jährliche, lebenslängliche Pension von 4000 fl. anzubieten mit der einzigen Bedingung, daß er in Österreich bleibe.

In ihrem sogenannten „Dekret“ sagen sie: „Da es aber erwiesen ist, daß nur ein soviel als

---

[1]) Jérôme bot Beethoven ein Jahresgehalt von 600 Dukaten in Gold und als Reisevergütung 150 Dukaten in Silber. Beethovens Gegenleistung sollte es sein, hie und da vor dem König zu spielen und seine Kammermusiken zu leiten, die nicht häufig stattfanden und nicht lang sein durften. „600 Dukaten in Gold, 150 Dukaten Reisegeld und nichts dafür zu tun, als die Konzerte des Königs zu dirigieren, welche kurz und eben nicht häufig sind. — Nicht einmal bin ich verbunden, eine Oper, die ich schreibe, zu dirigieren. — Aus dem erhellt, daß ich dem wichtigsten Zweck meiner Kunst, große Werke zu schreiben, ganz obliegen kann“ . . . (Nohl XLIX.) Beethoven war nahe daran, Wien zu verlassen.

möglich sorgenfreier Mensch sich einem Fache allein widmen könne, und diese von allen übrigen Beschäftigungen ausschließliche Verwendung allein im Stande sei, große, erhabene und die Kunst veredelnde Werke zu erzeugen, so haben Unterzeichnete den Beschluß gefaßt, Herrn Ludwig van Beethoven in den Stand zu setzen, daß die notwendigsten Bedürfnisse ihn in keine Verlegenheit bringen und sein kraftvolles Genie hemmen sollen."

Unglücklicherweise entsprachen die Tatsachen nicht dem Hoffnung erweckenden Versprechen. Die Pension wurde willkürlich, nicht zu einem festen Termin und schließlich gar nicht mehr bezahlt. Überdies nahm Wien nach dem Kongreß von 1814 einen vollständig veränderten Charakter an: in der Gesellschaft nahm die Politik die Stelle der Kunst ein, der musikalische Geschmack verschlechterte sich zusehends durch italienischen Einfluß und die Mode, mit Rossini als Alleinherrscher, behandelte Beethoven als Pedanten[1]).

[1]) Das Erscheinen von Rossinis Tankred genügte, um den ganzen Bau der deutschen Musik zu erschüttern. Bauernfeld, den Ehrhard

Beethovens Freunde und Gönner starben oder zerstreuten sich rasch nacheinander: im Jahr 1812 starb der Fürst Kinsky, 1814 Lichnowsky und 1816 Lobkowitz. Rasumowsky, für den er seine herrlichen Quartette op. 59 geschrieben hatte, gab im Februar 1815 sein letztes Konzert. Im gleichen Jahre überwirft sich Beethoven mit Stephan von Breuning, Eleonorens Bruder, seinem Jugendfreund[1]). Er ist künftig allein, wie er in seinen Notizen 1816 schreibt: „Ich habe das Unglück, daß alle meine Freunde von mir ferne sind und ich nun allein stehe in dem häßlichen Wien.“

Die Taubheit war vollständig geworden[2]). Seit Herbst 1815 verkehrte er nur noch schrift-

---

zitiert, schreibt in seinem Tagebuch, Mozart und Beethoven seien alte Pedanten, nur die Dummheit der vorhergehenden Epoche finde an ihnen Geschmack und erst seit Rossini wisse man, was Melodie sei. Fidelio sei eine Unfläterei und man verstehe nicht, daß jemand sich die Mühe nehme, ihn zu hören, um sich zu langweilen. Dieses Urteil wurde 1816 in den Salons von Wien herumgeboten. 1814 gab Beethoven sein letztes Konzert als Klavierspieler.

[1]) In diesem Jahre verlor Beethoven auch seinen Bruder Karl: „. . . denn sein Leben ist ihm sehr lieb, so wie ich das meinige gern verlöre“, schrieb er an Antonie Brentano.

[2]) Daneben verschlechterte sich sein allgemeiner Gesundheitszustand von Tag zu Tag. Seit Oktober 1816 litt er an einem starken „Entzündungskatarrh“, wie er sein Unwohlsein nennt. Während des

lich mit der Außenwelt. Das älteste der Konversationshefte stammt aus dem Jahre 1816[1]).

Die traurige Erzählung Schindlers über die Fidelio-Aufführung von 1822 ist bekannt: „Beethoven hatte verlangt, die Hauptprobe zu dirigieren ... Allein schon im ersten Duett zeigte sichs, daß er von den Sängern nichts vernahm. Das Orchester ging mit ihm, die Singenden drängten vorwärts und bei der Stelle, wo das Pochen am Tore eintritt, war alles auseinander. Umlauf gebot Halt, dem Meister den Grund nicht angebend. Nach einigem Hin- und Herreden mit denen da oben auf der Bühne hieß es ‚Da capo'. Allein wie vorher, war die Uneinigkeit sofort wieder da und bei der Pochstelle abermals alles auseinander. Wiederum Einhalt. Die Unmöglichkeit, mit dem Schöpfer

---

Sommers 1817 stellte sein Arzt die Diagnose auf Lungenkrankheit, so daß Beethoven sich während des ganzen Winters 1817—1818 mit dem Gedanken an diese sogenannte Schwindsucht abquälte. 1820—1821 stellten sich heftige rheumatische Schmerzen ein, 1821 eine Gelbsucht und 1823 eine Bindehautentzündung.

[1]) Aus diesem Jahr datiert in seinen Werken die Veränderung seines Stils, beginnend mit der Sonate op. 101.

Die Konversationshefte Beethovens — mehr als 11,000 handgeschriebene Seiten — befinden sich gesammelt in der königlichen Bibliothek, Berlin.

des Werkes weiterzugehen, war evident. Wie, in welcher Weise aber es ihm zu erkennen geben? Niemand wollte das betrübende Wort aussprechen: ‚Es geht nicht, entferne dich, unglücklicher Mann.' Beethoven, auf seinem Sitz bereits unruhig geworden, wendete sich bald nach rechts, bald nach links, die Gesichter erforschend, was es denn für ein Hindernis gebe. Dumpfes Schweigen überall. Da rief er nach mir. In seiner Nähe, an das Orchester getreten, reichte er mir sein Taschenbüchlein mit der Deutung, aufzuschreiben, was es gebe. Ich schrieb eiligst ungefähr die Worte: ‚Ich bitte, nicht weiterzufahren, zu Hause das Weitere.' — Im Nu sprang er in das Parterre hinüber und sagte bloß: ‚Geschwinde hinaus'. — Unaufhaltsam lief er seiner Wohnung zu, Pfarrgasse, Vorstadt Laimgrube. Eingetreten, warf er sich auf das Sofa, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und verblieb in dieser Lage, bis wir uns an den Tisch setzten. Aber auch während des Mahls war kein Laut aus seinem Munde zu vernehmen, die ganze Gestalt das Bild der tiefsten Schwermut und Nie-

dergeschlagenheit. Als ich mich nach Tisch entfernen wollte, äußerte er den Wunsch, ihn nicht zu verlassen bis zur Theaterzeit. Im Augenblick der Trennung bat er mich, ihn am folgenden Tage zu Dr. Smetana, seinem damaligen Arzte, zu begleiten, der auch in Krankheiten des Gehörs sich Ruf erworben. Dieser Novembertag hatte in der langen Reihe der Erlebnisse mit dem gewaltigen Manne nicht seinesgleichen ... Von der Einwirkung dieses Schlages hat er sich nie mehr ganz erholt [1])."

Zwei Jahre später, am 7. Mai 1824 war es, daß er seine Neunte dirigierte oder vielmehr, wie das Programm sagt, „an der Direktion teilnahm", und nichts von dem tosenden Beifall hörte, mit dem das Publikum ihn und sein Werk aufnahm. Er wurde ihn erst gewahr, als eine der Sängerinnen, die Unger, ihn bei der Hand nahm, ihn sanft herumdrehte und er nun plötzlich seine begeisterten Zuhörer sah,

---

[1]) Schindlers erste Beziehungen zu Beethoven datieren aus dem Jahre 1814, sie werden erst 1819 zu freundschaftlichen. Es war Beethoven sehr schwer geworden, ihm Freundschaft zu schenken, er hatte ihn sogar anfänglich mit hochmütiger Verachtung behandelt.

die stehend die Hüte schwenkten und Beifall klatschten. — Der Engländer Russel, der ihn 1825 am Klavier sah, erzählte, wenn Beethoven geglaubt habe, ein „piano“ zu geben, hätten die Tasten überhaupt keinen Ton hervorgerufen. Voller Ergriffenheit habe man bei diesem tonlosen Spiel die seelische Bewegung verfolgt, die sein Gesicht, seine heftig arbeitenden gekrümmten Finger verrieten.

In sich selbst verschlossen[1]), durch eine unübersteigbare Mauer von allen andern Menschen getrennt, suchte er Trost in der Natur. „Sie war seine einzige Vertraute“, sagt Therese von Brunswick. Sie war seine Zuflucht. Charles Neate, der ihn 1815 kennen lernte, sagte, er habe niemals einen Menschen gesehen, der Blumen, Wolken, überhaupt die Natur[2]) so innig geliebt habe wie Beethoven: sie sei ihm Lebensbedingung. „Kein Mensch kann das

[1]) Siehe bei Wagner die wundervollen Stellen über Beethovens Taubheit (Beethoven 1870).

[2]) Er liebte die Tiere, er fühlte Mitleid für sie. Die Mutter des Historikers von Frimmel erzählte, sie habe Beethoven lange Zeit gegen ihren eigenen Willen gehaßt, weil er alle Schmetterlinge, die sie als kleines Mädchen fangen wollte, mit seinem Taschentuch vertrieb.

Land so lieben wie ich, geben doch Wälder, Bäume, Felsen den Widerhall, den der Mensch liebt“, schreibt er.

War er in Wien, so machte er jeden Tag seinen Spaziergang, war er auf dem Land, so erging er sich im Freien von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dämmerung, bis zur heraufziehenden Nacht, allein, ohne Hut, der Sonne, des Regens nicht achtend. „O Gott, welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend — in den Höhen ist Ruhe — Ruhe ihm zu dienen.“

Auf diesen Gängen fand er Erleichterung von dem mancherlei Druck, der auf ihm lastete [1]).

Ihn quälten Geldsorgen. 1818 schreibt er: „Ich bin beinahe an den Bettelstab gebracht, darben kann ich nicht sehen, geben muß ich“, und anderswo: „Die Sonate op. 106 ist in drangvollen Umständen geschrieben, denn es ist hart, um des Brotes willen zu schreiben“. Spohr erzählt, Beethoven habe seiner durchgelaufenen

[1]) Er wohnte eigentlich immer schlecht. Während der 35 Jahre, die er in Wien lebte, wechselte er 30mal die Wohnung.

Sohlen wegen nicht ausgehen können. Er stand tief in der Schuld seiner Verleger, während ihm seine Werke nichts einbrachten. Als die Missa Solemnis zur Subskription vorlag, brachte sie es auf sieben Zeichnende, worunter nicht ein Musiker war[1]). Für seine herrlichen Sonaten, von denen jede das Werk von drei Monaten war, erhielt er kaum 30—40 Dukaten. Auf Bestellung des Fürsten Galitzin schrieb er die Quartette op. 127, 130, 132, vielleicht seine tiefgründigsten Werke, die mit Blut geschrieben sind. Sie blieben unhonoriert. Inzwischen zehrten häusliche Sorgen an Beethovens Kraft, sowie endlose Prozesse, die er um die ewig ausstehende Pension und im Kampf um die Vormundschaft über seinen Neffen führte.

Dieser Neffe war der Sohn seines Bruders Karl, der an Schwindsucht gestorben war. Er hatte auf dieses Kind die ganze Hingabe an den einzelnen Menschen, deren er fähig war, gehäuft — die Folge waren neue, grausame Leiden.

---

[1]) Beethoven hatte sich persönlich an Cherubini gewandt, an den er schrieb: „Vous resterez toujours celui de mes contemporains que je l'estime le plus." (Nohl, Beethovens Briefe CCL.) Cherubini antwortete nicht.

Die sogenannten Landrechte scheinen wie eine besondere Vorsehung darüber zu wachen, dafür zu sorgen, daß die Not in Beethovens Leben immer neu auftauche und steige, damit sein Genius, durch immerwährenden Kampf gestärkt, wachsen könne. Er mußte vor allem einmal den kleinen Karl der unwürdigen Mutter entreißen, die ihm das Kind streitig machte. Er schreibt: „Gott, mein Gott, mein Hort, mein Fels, o mein alles, Du siehst mein Inneres und weißt, wie es mir tut, jemanden leiden machen zu müssen bei meinem guten Werke für meinen Neffen Karl[1])! O höre stets, Unaussprechlicher, höre mich — deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen! Gott helfe, Du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehen. Erhöre mein Flehen, doch für die Zukunft nur mit meinem Karl zusammen zu sein, da nirgends jetzt sich eine Möglichkeit dahin zeigt. O hartes Geschick,

---

[1]) An Nanette Streicher schreibt er einmal: „Rache übe ich nie aus; in Fällen, wo ich muß gegen andere Menschen handeln, tue ich nichts mehr gegen sie, als was die Notwendigkeit erfordert, mich vor ihnen zu bewahren, oder sie verhindern, weiter Übeles zu stiften."

o grausames Verhängnis, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie."

Bald zeigt es sich, daß der von Beethoven so leidenschaftlich geliebte Knabe die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Onkel und Neffe tauschen Briefe in schmerzlichem, gereiztem Ton, nicht unähnlich denen Michel Angelos und seiner Brüder, aber naiver und vielleicht um so rührender:

„Soll ich noch einmal den abscheulichsten Undank erleben?! Nein! Soll das Band gebrochen werden, so sei es! Du wirst von allen unparteiischen Menschen, die diesen Undank hören, gehaßt werden. Drückt Dich das Paktum, in Gottes Namen! — ich überlasse Dich der göttlichen Vorsehung. Das meinige habe ich getan und kann deswegen vor dem allerhöchsten aller Richter erscheinen[1])."

„Verwöhnt wie Du bist, würde es nicht schaden, der Einfachheit und Wahrheit Dich endlich zu befleißen, denn mein Herz hat zuviel bei deinem listigen Betragen gegen mich gelitten und schwer ist es, zu vergessen. — Gott ist mein

[1]) Nohl CCCXLIII.

Zeuge, ich träume nur von Dir und diesem elenden Bruder und dieser mir zugeschusterten, abscheulichen Familie gänzlich entfernt zu sein. — Trauen kann ich Dir nie mehr.“ Er unterschreibt: „Leider Dein Vater, oder besser nicht Dein Vater [1]).“

Schnell verzeihend, fleht er bald darauf: „Mein teurer Sohn! Nur nicht weiter! — Komm nur in meine Arme! Kein hartes Wort wirst Du hören ... Liebend wie immer wirst Du empfangen werden. — Was zu überlegen, was zu tun für die Zukunft, das werden wir liebevoll besprechen. Mein Ehrenwort, keine Vorwürfe, da sie jetzt ohnehin nicht mehr fruchten würden! Nur die liebevollste Sorge und Hilfe darfst Du von mir erwarten. — Komm nur! — Komm an das treue Herz Deines Vaters! — Beethoven. — Komm gleich nach Empfang dieses nach Hause.“ — Und weiter auf französisch auf dem Briefumschlag: „Si vous ne viendrez pas, vous me tuerez sûrement [2]).“

Ein andermal: „Wozu die Heuchelei? Du

---

[1]) Nohl CCCXLIV.

[2]) Nohl CCCLXX.

wirst dann erst ein besserer Mensch; Du brauchst Dich nicht zu verstellen, nicht zu lügen, welches für Deinen moralischen Charakter endlich besser ist. — Leb wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das Leben gegeben, aber gewiß doch erhalten hat und, was mehr als alles andere, für die Bildung Deines Geistes gesorgt hat, väterlich, ja mehr als das, bittet Dich innigst, ja auf dem einzigen, wahren Weg alles Guten und Rechten zu wandeln. — Leb wohl! Dein treuer guter Vater[1])."

Beeethoven hegte stolze Träume für den Neffen, der nicht unbegabt war. Es zeigte sich aber bald, daß er für die akademische Laufbahn, für die ihn sein Onkel bestimmt glaubte, nicht taugte; so wurde er Kaufmann. Nun fing er an, schlechte Gesellschaft zu suchen, trieb sich in Tanzlokalen herum und machte Schulden.

Es trat jene Erscheinung zu Tage, die allzu häufig ist: die sittliche Größe seines Onkels zog ihn nicht an, sie stieß ihn ab. Erbittert,

[1]) Nohl CCCLXII — LXVII. Ein Brief, den Dr. Kalischer, Berlin, gefunden hat, zeigt, mit welcher Leidenschaft Beethoven aus seinem Neffen einen „nützlichen und gesitteten Staatsbürger" machen wollte. (1. Februar 1819.)

bis zur Empörung gereizt, bricht der Neffe in die fürchterlichen Worte aus, in denen sich die ganze Niedrigkeit seiner Seele spiegelt: „Ich bin schlechter geworden, weil mich mein Onkel besser haben wollte." Es kam so weit, daß er sich im Sommer 1826 eine Kugel in den Kopf jagte, ohne freilich daran zu Grunde zu gehen. Beethoven aber traf die Tat ins Herz: er erholte sich nie mehr von dem furchtbaren Schlag[1]). Karl genas: sein Leben blieb bis zuletzt eine Quelle des Leids für Beethoven. Er ist nicht frei von Schuld an des Onkels Tod, an dessen Sterbebett ihn Beethovens Todesstunde nicht fand. Einige Jahre vorher hatte Beethoven an Karl geschrieben: „Gott hat mich nie verlassen. Es wird sich schon noch jemand finden, der mir die Augen zudrückt." Es sollte nicht der sein, den er „seinen Sohn" nannte[2]).

Versunken in diesen Abgrund von Leid

[1]) Schindler, der ihn darnach sah, sagte, daß er plötzlich das Aussehen eines gebrochenen, schwachen, willenlosen Greises von 70 Jahren hätte. Er wäre mit Karl gestorben. Er starb wenige Monate später.

[2]) Kein Wunder, daß in unserer Zeit des blühenden Dilettantismus der Versuch gemacht wurde, den „saubern" Neffen rein zu waschen.

schrieb Beethoven seinen Dithyrambos an die Freude. Er enthält die eigentliche führende Idee seines Lebens. Schon im Jahre 1793, in Bonn noch, taucht sie auf[1]). Lange Zeit hatte ihn darnach verlangt, die Hymne an die Freude anzustimmen, mit ihr eines seiner größten Werke zu krönen. Lange Zeit wollte sich das Werk nicht finden, dem sie Krone sein konnte. An der „Neunten“ schon arbeitend, war Beethoven noch schwankend über das Wie der Einführung des Chors und bis zum letzten

---

[1]) Brief Fischenichs an Charlotte von Schiller (Januar 1793). „Die Ode an die Freude“ datiert aus dem Jahre 1785. — Das Thema des Chors erscheint schon im Jahre 1808 in der Fantasie für Klavier, Chor und Orchester op. 80 und weiter 1810 in dem Lied zu den Worten Goethes: „Kleine Blumen, kleine Blätter“. — Ich fand in einem Notizheft von 1812, das Herrn Dr. Erich Prieger in Bonn gehört, zwischen Skizzen für die VII. Symphonie und einem Plan zu einer Ouvertüre zu Macbeth einen Versuch, die Schillerschen Worte dem Thema unterzulegen, das Beethoven später in der Ouvertüre op. 115 (Namensfeier) verwendet hat. — Einige instrumentierte Motive der Neunten tauchen schon vor 1815 auf. Das endgültige Thema der Freude hat Beethoven mit allen übrigen Chorthemen der Symphonie, das Trio ausgenommen, das etwas später auftritt, 1822 durch Notizen festgelegt. Dann taucht das Andante moderato und endlich als letztes das Adagio auf.

Siehe über Schillers Ode und über die falsche Deutung, die man ihr durch Abändern von Freude in „Freiheit“ gegeben hat, einen Artikel von Charles Andler in den „Pages libres“ (8. Juli 1905).

Augenblicke im Begriff, die „Ode an die Freude“ auf eine zehnte oder elfte Symphonie zu versparen. Man darf nicht vergessen, daß die Neunte nicht wie man gewöhnlich zu sagen pflegt: Symphonie mit Chor überschrieben ist, sondern „Symphonie mit Schlußchor über Schillers „Ode an die Freude“. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte die Symphonie einen andern Abschluß bekommen, denn noch im Juli 1823 dachte Beethoven daran, ihr ein ausschließlich instrumentales Finale zu geben. Er hat das dafür geplante Thema dann im Quartett op. 132 verwendet. Selbst nach der Aufführung der „Neunten“, im Mai 1824, soll nach Czerny und Sonnleithner Beethoven seinen Plan zur Umänderung des Finale nicht ganz aufgegeben haben.

Der Einführung eines Chors in eine Symphonie stellten sich große technische Schwierigkeiten entgegen, dafür legen die Aufzeichnungen Beethovens in seinen Heften Zeugnis ab, zusammen mit zahlreichen Versuchen, die menschliche Stimme anders als in der endgültigen Fassung, vielleicht an anderer Stelle, in das

Werk eingreifen zu lassen. In den Skizzen zum zweiten Thema des Adagio[1]) heißt es: „Vielleicht durch den Chor Freude schöner.“ Es wurde ihm schwer, sich von dem ausschließlich instrumentalen Prinzip der Symphonie zu trennen, sagte er doch von sich selbst, er höre jeden musikalischen Gedanken instrumental, nie von einer menschlichen Stimme gesungen. Er schiebt denn auch den Augenblick ihres Auftretens solange als möglich hinaus, er geht darin so weit, den Instrumenten zuerst das Rezitativ des Finale[2]), ja noch mehr, selbst das eigentliche Thema der Freude zu geben.

Um aber die eigentliche Ursache dieses Zögerns und Tastens zu finden, muß man weit zurückgreifen, sie liegt tief verankert in Beethovens Leben. Er, den Kummer und Sorge beständig umklammerten, sehnte sich wohl darnach, seine Stimme zur Herrlichpreisung der Freude zu erheben. Aber Jahr um Jahr ließ er vergehen, ohne die Aufgabe zu erfüllen, die er eines Tages erfüllen mußte. Immer

[1]) Berlin, Bibliothek.

[2]) „Also ganz so als ständen Worte darunter.“

aufs Neue rissen ihn Schwermut und der Wirbel seiner eigenen Leidenschaft in die Tiefe. Da endlich, in der letzten Spanne seines Lebens, ringt er sich durch zum Werk von überwältigender Größe.

Ehe das Freudenthema, getragen von der menschlichen Stimme, zum erstenmal erscheinen wird, hat das Orchester eine Pause; eine gespannte, plötzliche Stille tritt ein, die jetzt einsetzende Stimme muß geheimnisvoll, göttlich wirken. Und siehe, es ist wahr! wie ein Gott schreitet das Thema einher. Vom Himmel herab naht sich die Freude, unendliche Seligkeit ausgießend. Ihr sanfter Hauch liebkost die Leidenden, und wer von ihrer zarten Berührung geheilt wird, „möchte über ihre schönen Augen weinen", wie einst der Freund Beethovens geweint hat. — Im Baß erscheint das Thema zuerst. — Noch klingt es unbefreit von Erdenschwere, bis sich nach und nach die beschwingte Freude aller Kreatur bemächtigt, und im Kampf gegen die Macht des Schmerzes Siegerin bleibt. Und nun schreiten in Marschrhythmen ganze Armeen einher, das

feurige, atemlos vorwärts drängende Solo der Tenöre erklingt, uns streift der Atem des Schöpfers, Beethovens selbst. Das ist sein Herzschlag, der Rhythmus seiner verzückten Rufe, wenn er durch Feld und Wald irrte, seine Werke tragend, vom eigenen Dämon gejagt, erfüllt, wie König Lear im Gewitter. Die Kampfesfreude geht über in allem Irdischen entrückte Ekstase und auf sie folgt der Dithyrambos, das Delirium der Liebe. Die ganze vom Jammer befreite Menschheit reckt in unermeßlichem Jubel ihre Arme zum Himmel, der Freude entgegen.

Das Werk des Titanen triumphierte über die herrschende Mittelmäßigkeit der Meinungen, das frivole Wien war einen kurzen Augenblick lang erschüttert. Aber im Grunde lag ihm doch nur Rossini und die italienische Oper am Herzen. Erniedrigt und gekränkt durch die Erkenntnis dieser Tatsache, dachte Beethoven daran, sich in London niederzulassen, seine „Neunte" dort aufzuführen. Wie im Jahre 1809 wandten sich wieder einige vornehme Freunde mit einer Bittschrift an ihn, worin sie

ihn baten, Wien nicht zu verlassen. Sie schreiben: „Wir wissen, daß eine große kirchliche Komposition[1]) sich an jene erste angeschlossen hat, in der Sie die Empfindungen einer von der Kraft des Glaubens und vom Lichte des Überirdischen durchdrungenen und verklärten Seele verewigt haben. Wir wissen, daß im Kranze Ihrer herrlichen, noch unerreichten Symphonien eine neue Blume glänzt ... Bedarf es der Versicherung, daß, wie alle Blicke sich hoffend nach Ihnen wandten[2]), alle trauernd gewahrten, daß der Mann, den wir in seinem Gebiete vor allen als den Höchsten unter den Lebenden nennen müssen, es schweigend ansah, wie fremdländische Kunst sich auf deutschem Boden, auf dem Ehrensitz der deutschen Musik lagert, deutsche Werke nur im Nachhall fremder Lieblingsweisen gefallen ... Von Ihnen erwartet die heimische Kunst neue Blü-

---

[1]) Missa Solemnis in D, op. 123.

[2]) Beethoven, durch häusliche Misere, Kummer und Sorgen aller Art aufgerieben, hatte in fünf Jahren, in der Zeit von 1816 bis 1821, nur drei Klavierwerke op. 101, 102, 106 geschrieben. Das veranlaßte seine Feinde, von seiner Erschöpfung zu sprechen. 1821 fing er von neuem an zu arbeiten.

ten, verjüngtes Leben und eine neue Herrschaft des Wahren und Schönen ... Möge das Jahr, das wir begonnen, nicht endigen, ohne uns mit den Früchten unserer Bitten zu erfreuen, und der kommende Frühling, wenn er der ersehnten Gaben eine sich entfalten sieht, für uns und die gesamte Kunstwelt zur zwiefachen Blütezeit werden[1])." Diese großzügige Bittschrift zeigt, wie groß Beethovens Macht, die er über Deutschlands beste Männer ausübte, nicht nur als Künstler, sondern auch als Ethiker war. Das erste Wort, das sich seinen Anhängern aufdrängt, um seinen Genius zu verherrlichen, ist nicht Wissenschaft, nicht Kunst, es ist der Glaube[2]).

Beethoven war tief bewegt von diesen Wor-

---

[1]) Februar 1824. Unterschrieben: Fürst C. Lichnowsky, Graf Moritz Lichnowsky, Graf Fries, Graf Dietrichstein, Graf Palffy, Graf Czernin, Ignaz Edler von Mosel, Karl Czerny, Abbé Stadler, A. Diabelli, Artaria, Steiner, A. Streicher, Zmeskall, Kiesewetter etc.

[2]) ... „Indem mein moralischer Charakter nicht allein allgemein und öffentlich anerkannt, sondern selbst vorzügliche Schriftsteller wie Weißenbach u. a. es der Mühe wert hielten, darüber zu schreiben", sagt Beethoven voller Stolz in seinem Brief an den Magistrat von Wien vom 1. Februar 1819, in dem er das Vormundschaftsrecht über seinen Neffen zurückfordert.

ten und blieb in Wien. Am 7. Mai 1824 fand die erste Aufführung eines Teiles der Missa Solemnis, zusammen mit der Neunten Symphonie statt. Das Konzert bedeutete einen Triumph, der beinahe in Aufruhr ausartete. Als Beethoven erschien, wurde er mit fünf Beifallssalven empfangen; die Etikette verlangte beim Eintritt der kaiserlichen Familie nur drei! Die Polizei mußte das begeisterte Publikum beruhigen. Die Symphonie löste einen Sturm frenetischen Beifalls aus. Viele waren zu Tränen gerührt. Beethoven wurde nach dem Konzert ohnmächtig. Er wurde zu Schindler gebracht, wo er auf dessen Sofa in tiefen Schlaf verfiel und ohne Essen und Trinken die ganze Nacht und den folgenden Morgen blieb. Freilich war dieser Triumph nur ein vorübergehender: das praktische Resultat des Konzertes war gleich Null, indem es buchstäblich nichts einbrachte. Seine bedrängten Verhältnisse wurden in keiner Weise dadurch gehoben. Nach wie vor war er ein Armer, Kranker[1]),

---

[1]) Im August 1824 quälte ihn die Furcht, er möchte plötzlich sterben. „Ich glaube, wohl einmal vom Schlage getroffen zu werden

Einsamer — und doch ein Sieger [1])! Ein Sieger über menschliche Mittelmäßigkeit, über sein eigenes Schicksal, über alles Leiden!

„Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst. O Gott über alles." (Tagebuch.)

*

So hat sich denn Beethoven zu seinem Glaubensbekenntnis, zum großen Hymnus an die Freude durchgerungen. — Wird es seiner Seele vergönnt sein, für immer in der Höhe zu bleiben, die keine Stürme mehr erreichen? Wohl

---

wie mein biederer Großvater, mit dem ich Ähnlichkeit habe", schreibt er am 1. August 1824 an Doktor Bach. — Er litt an heftigen Magenschmerzen. Im Winter 1824—1825 ging es ihm sehr schlecht, Mai 1825 spie er Blut und litt an Nasenbluten. Am 9. Juni 1825 schreibt er seinem Neffen: „Meine Schwäche grenzt wirklich oft an Ohnmacht ... Der Sensenmann wird keine lange Frist mehr geben."

[1]) Die neunte Symphonie wurde in Deutschland — Frankfurt — zuerst am 1. April 1825, in London schon am 25. März desselben Jahres aufgeführt, in Paris im Konservatorium am 27. März 1831. Im Alter von 17 Jahren brachte sie Mendelssohn am 14. November 1824 in Berlin in der Jägerhalle für Klavier zu Gehör. Wagner schrieb die ganze Symphonie als Student in Leipzig ab. In einem Brief vom 6. Oktober 1830 bietet er sie dem Verleger Schott für Klavier zweihändig gesetzt an. Man darf ruhig sagen, die Neunte sei für Wagners Leben ausschlaggebend gewesen.

kommen Tage, an denen die alte Bedrängnis ihn wieder überfällt, wohl tauchen in seinen letzten Quartetten seltsame, dunkle Schatten auf, trotz alledem hat sein sieghaftes Werk, die Neunte, einen Niederschlag in ihm zurückgelassen: seine Pläne zukünftiger Werke[1]); eine zehnte Symphonie[2]), Ouvertüre auf den Namen

---

[1]) „Apollo und die Musen werden mich noch nicht dem Knochenmann überliefern lassen, denn noch so vieles bin ich ihnen schuldig und muß ich vor meinem Abgang in die Elysäischen Felder hinterlassen, was mir der Geist eingibt und heißt vollenden. Ist es mir doch, als hätte ich kaum einige Noten geschrieben." (Herrn B. Schott Söhne, 17. September 1824. Nohl, Neue Briefe CCCLXXII.)

[2]) Am 18. März 1827 schreibt Beethoven an Moscheles: „... indem ich ihr entweder eine neue Symphonie, die schon skizziert in meinem Pulte liegt oder eine neue Ouvertüre oder etwas anderes zu schreiben mich verbinde." Diese Skizze ist nie wiedergefunden worden, man liest nur in den Aufzeichnungen aus dem Jahr 1818:

„Adagio cantique: Frommer Gesang in einer Symphonie in den alten Tonarten (Herr Gott, Dich loben wir, alleluja), entweder für sich allein oder als Einleitung in eine Fuge. Vielleicht auf diese Weise die ganze 2. Symphonie charakterisiert, wo alsdann im letzten Stück oder schon im Adagio die Singstimmen eintreten. Die Orchesterviolinen etc. werden beim letzten Stück verzehnfacht. Oder das Adagio wird auf gewisse Weise im letzten Stück wiederholt, wobei alsdann die Singstimmen nach und nach eintreten. Im Adagio Text griechischer Mythos — Cantique Ecclesiastique — im Allegro Feier des Bacchus." — Wie man sieht, war das Chor-Finale eigentlich für die X., nicht für die IX. Symphonie vorgesehen.

Später sagt er, er wolle in der X. die Aussöhnung der modernen

Bach; Musik zu Grillparzers Melusine [1]), Körners Odysseus, Goethes Faust [2]), das Oratorium Saul und David, alle diese Pläne offenbaren seine auf die alles überwindende, heitere Ruhe der deutschen Altmeister Bach und Händel gerichtete Sehnsucht. Eine zweite steigt zugleich in ihm auf: die Sonne des Südens sehen, des südlichen Frankreichs! Italien mit einem Freunde durchstreifen [3]).

Als ihn Doktor Spiller im Jahre 1826 sieht, sagt er, Beethovens Ausdruck sei nicht nur

---

mit der antiken Welt vollziehen, das, was Goethe im II. Teil des Faust zu tun versucht habe.

[1]) Der Gegenstand ist das bekannte Märchen von jenem Ritter, der sich in die schöne Melusine verliebt, sie heiratet und sich dann nach seiner verlorenen Freiheit sehnt. Es bestehen ohne Zweifel Analogien zwischen diesem und dem Tannhäuser-Problem. Beethoven arbeitete von 1823—1826 daran. (Siehe A. Ehrhard, Franz Grillparzer, 1900.)

[2]) Beethoven trug sich seit 1808 mit dem Gedanken, eine Musik zum Faust zu schreiben. (Der erste Teil des Faust war im Herbst 1807 erschienen.) Es war das sein Lieblingsplan. („Was mir und der Kunst das Höchste ist.“)

[3]) „Südliches Frankreich, dahin! dahin!“ (Notizheft der königlichen Bibliothek, Berlin.) „Dich zu retten ist kein anderes Mittel als von hier, nur dadurch kannst du wieder zu den Höhen deiner Kunst entschweben — nur eine Symphonie — und dann fort — fort — fort. Über den Sommer arbeiten zum Reisen ... Italien, Sizilien durchwandern mit einigen Künstlern.“ (Idem.)

fröhlich, er sei freudig zu nennen. Im gleichen Jahr, da Grillparzer zum letzten Male mit ihm spricht, ist es Beethoven, der dem niedergeschlagenen Dichter neue Kraft gibt: Grillparzer sagt: „Hätte ich den tausendsten Teil Ihrer Kraft und Festigkeit!" — Schwer lastet die Restaurationszeit auf allen Geistern. Frei Denkenden, Sprechenden scheint Nordamerika das einzige Asyl, in das sie sich flüchten möchten. Aber keine Macht der Welt vermochte Beethovens Gedanken zu knebeln. Der Dichter Kuffner schreibt ihm: „Die Worte sind verpönt; glücklich, daß die Töne, die patentierten Repräsentanten der Töne noch frei sind." Beethoven ist die mächtige Stimme der Freiheit, vielleicht damals ihre einzige deutsche Trägerin. Häufig spricht er von seiner ihm auferlegten Pflicht, auf dem Wege der Kunst „für die arme Menschheit", „die künftige Menschheit" zu wirken, ihr wohlzutun, ihr Mut einzuflößen, die Schlafende zu rütteln, die Feige zu geißeln. Er schreibt einmal an seinen Neffen: „Unser Zeitalter bedarf kräftiger Geister, die diese kleinsüchtigen, heimtückischen, elenden Schufte

von Menschenseelen geißeln." 1827 sagt Dr. Müller von ihm, Beethoven spreche sich selbst in Gesellschaft immer sehr frei über Regierung, Polizei, Aristokratie aus. Die Polizei wisse davon und lasse ihn gewähren, da sie seine Kritik, selbst seine Satiren, für harmlose Träumereien halte. Sie lasse den Mann gewähren, dessen Genie den Ruf des Außergewöhnlichen habe [1]).

Es scheint, daß fortan nichts mehr diese unbezwingliche Kraft anzufechten vermag, der selbst der Schmerz nur noch ein Spiel ist. Trotz der traurigen Bedingungen, unter denen

---

[1]) 1819 wäre er indessen beinahe mit der Polizei in Konflikt geraten, weil er laut geäußert hatte, Christus sei schließlich nur ein gekreuzigter Jude gewesen. Er schrieb damals die Missa.

In diesem Ausspruch liegt die ganze Freiheit seiner religiösen Eingebungen. (Siehe über Beethovens religiöse Anschauungen Theod. v. Frimmel, Beethoven, 3. Aufl. Verlag Harmonie, Beethoveniana, bei Georg Müller erschienen, Band II, Kap. Blöchinger.) Nicht weniger frei in politischen als in religiösen Dingen, griff Beethoven die Schäden der Regierung in kühner Weise an, unter anderm die Organisation der Gerichte, die servil und willkürlich gehandhabt wurden, jedes Verfahren verschleppten; weiter Bedrückung durch die polizeiliche Fuchtel, — Duldung einer verknöcherten, tatenlosen Bureaukratie — sowie einer Aristokratie, die zäh an ihrem Privilegium festhielt, die höchsten Stellen im Staat beanspruchen zu können. Beethovens Sympathie in der Politik scheint damals mit England gegangen zu sein.

sie geschrieben wurden[1]), enthalten die Werke der letzten Jahre eine ganz neue Note des Spottes, der heroischen, freudig-lachenden Verachtung. Das neue Finale des Quartettes op. 130, das letzte Stück, das er vier Monate vor seinem Tode, im November 1826 schreibt, ist von großer Fröhlichkeit erfüllt. Freilich ist es keine Allerweltsfröhlichkeit. Bald glaubt man das rauhe, laute, stoßweise Lachen zu hören, von dem Moscheles spricht, bald das rührende Lächeln dessen zu sehen, der die Leiden überwunden hat. Sicher ist: Beethoven hat überwunden. Der Tod kann ihm nichts mehr anhaben.

Aber er kommt auch zu ihm. Ende November 1826 zog er sich durch Erkältung eine Lungenentzündung zu. Nach der Rückkehr von einer Reise, die er unternommen hatte, um die Zukunft des Neffen zu sichern, wurde er in Wien krank[2]). Seine Freunde waren nicht da. So

---

[1]) Selbstmordversuch des Neffen.

[2]) Siehe über die letzte Krankheit und Beethovens Tod einen Artikel von Dr. Klotz-Forest in der Chronique médicale des 1. und 15. April 1906. Man hat ziemlich genaue Anhaltspunkte in den Konversationsheften, in denen die Fragen des Arztes, Dr.

beauftragte er den Neffen, ihm einen Arzt zu schicken. Der Nichtswürdige vergaß den Auftrag für zwei Tage. Der Arzt kam zu spät und als er kam, vernachlässigte er den Kranken. Drei Monate kämpfte Beethovens Riesenkraft gegen das Übel. Am 3. Januar 1827 setzte

---

Wawruch stehen, sowie in dessen Erzählung selbst, die unter dem Titel „Ärztlicher Rückblick auf L. v. B. letzte Lebenstage" in der Wiener Zeitschrift 1842 erschienen sind, datiert vom 20. Mai 1827.

Man erkennt zwei Krankheitsphasen: 1. Erscheinungen von Erkrankung der Lunge, die nach sechs Tagen gehoben scheint. „Am siebenten Tage fühlte er sich so erträglich wohl, daß er aufstehen, herumgehen, lesen und schreiben konnte." — 2. Verdauungsstörungen, die durch Zirkulationsstörungen verstärkt wurden. „Doch am achten Tage erschrak ich nicht wenig. Beim Morgenbesuch fand ich ihn verstört, am ganzen Körper gelbsüchtig: ein schrecklicher Brechdurchfall drohte ihn die verflossene Nacht zu töten." Von diesem Augenblick an entwickelte sich die Wassersucht.

Diesem Rückschlag lag eine seelische Ursache zu Grunde, die man nicht genau kennt. „Ein heftiger Zorn, ein tiefes Leiden über erlittenen Undank und unverdiente Kränkung veranlaßte die mächtige Explosion. Zitternd und bebend krümmte er sich vor Schmerzen, die in der Leber und in den Gedärmen wüteten, und seine bisher mäßig aufgedunsenen Füße waren mächtig geschwollen", sagt Dr. Wawruch weiter. Diese verschiedenen Beobachtungen zusammenfassend, stellt Dr. Klotz-Forest die Diagnose auf einen vorangegangenen Anfall von Blutstauung in der Lunge mit nachfolgender atrophischer Cirrhose Laënnec (Leberschrumpfung) mit Bauchwassersucht und Ödem in den Füssen und Beinen. Er ist der Ansicht, daß übermäßiger Genuß von Spirituosen das Leiden mit herbeiführte. Diese Meinung vertrat schon Dr. Malfatti: „Sedebat et bibebat."

er seinen geliebten Neffen als Universalerben ein. Er gedenkt noch einmal seiner lieben Jugendfreunde am Rhein und schreibt an Wegeler: „Wie viel möchte ich Dir noch sagen, allein ich bin zu schwach: ich kann daher nichts mehr, als Dich mit Deinem Lorchen im Geiste umarmen." Wäre nicht die Großmut von ein paar englischen Freunden gewesen, so hätte das Elend auch seine letzten Stunden verfinstert.

Er war sanft und geduldig geworden[1]). Am 17. Februar 1827 schrieb er auf seinem Sterbebett nach der dritten Operation und vor der vierten[2]) stehend: „Ich gedulde mich und denke: alles Üble führt manchmal etwas Gutes herbei."

Das Gute war in diesem Fall die Erlösung, „das Ende der Komödie", wie er selbst sterbend sagte — wir aber sagen: der Tragödie seines Lebens!

Er starb während eines Gewitters mit Schnee-

---

[1]) In den Erinnerungen des Sängers Ludwig Cramolini erzählt dieser von einem ergreifenden Besuch bei dem todkranken Beethoven, wobei er von einer rührenden Heiterkeit und Güte war. (Siehe Frankfurter Zeitung 29. September 1907.)

[2]) Die Operationen wurden am 20. Dezember, am 8. Januar, am 2. und 27. Februar gemacht. Der Ärmste wurde auf dem Sterbebette noch von Wanzen gepeinigt. (Brief von G. v. Breuning.)

sturm. Über dem Sterbenden rollte der Donner. Eine fremde Hand drückte ihm die Augen zu[1]). (26. März 1827.)

O Beethoven! Andere haben vor mir die Größe deines Künstlertums gepriesen, du aber bist mehr als der erste unter allen Musikern, du bist die Verkörperung des Heldentums in der ganzen modernen Kunst, du bist der größte und beste Freund der Leidenden, der Kämpfenden. Wenn das Elend der ganzen Welt uns überwältigt, dann nahst du dich uns, wie du dich einer trauernden Mutter nahtest, dich wortlos ans Klavier setztest und der Weinenden Trost reichtest in dem Gesang deiner er-

---

[1]) Der junge Musiker Anton Hüttenbrenner. — „Gott sei gelobt", schreibt Breuning. „Danken wir ihm, daß er dieses lange schmerzliche Martyrium beendigt hat!"

Alle Manuskripte, Bücher und Mobilien Beethovens wurden für 1575 Gulden versteigert. Der Katalog enthielt 252 Nummern von Manuskripten und Büchern über Musik, die nicht mehr als 982 Gulden 37 Kreuzer einbrachten Die Konversationshefte und die Tagebücher gingen zu 1 Gulden 20 Kreuzer weg. — Beethoven besaß unter seinen Büchern Kant, Naturgeschichte und Theorie des Himmels; — Bode, Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels; — Thomas a Kempis, Nachfolge Christi. — Die Zensur legte Beschlag auf Seumes Spaziergang nach Syrakus — Kotzebues Über den Adel — Feßlers Ansichten von Religion und Kirchentum.

gebenen Klage. Und wenn uns Ermattung droht im ewigen nutzlosen Kampf gegen die Mittelmäßigkeit der Tugenden und der Laster, bist du der Ozean des Willens, des Glaubens, in den wir untertauchen, der unsere müden Glieder stärkt. Du gibst uns deine Tapferkeit, deinen Glauben daran, dass der Kampf Glück ist[1]), dein Bewußtsein der Gottähnlichkeit.

Es ist, als hätte Beethoven durch beständige innige Berührung mit der Natur [2]) deren geheimste Kraft in sich aufgesogen. Grillparzer, dessen Bewunderung für Beethoven mit einer Art Furcht gemischt war, sagt von ihm: „. . . . er ging bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten“, und Schumann schreibt von der C-Moll Symphonie: „So oft

[1]) „Jedoch hatte ich zum Teil wieder Vergnügen wie immer, wenn ich was glücklich überstehe.“ (Brief an die unsterbliche Geliebte.) „Oh, es ist so schön, das Leben tausendmal leben! — Für ein stilles Leben, nein, ich fühls, ich bin nicht mehr dafür gemacht,“ (An Wegeler, 16. November 1801.)

[2]) Schindler: „Mir war das Glück zuteil geworden, unzählige Male an der Seite des Meisters durch Feld und Flur, über Berg und Tal zu wandern . . .“ Beethoven war ihm dort oft ein Lehrer . . . „Nicht ihre Gesetze, vielmehr die elementare Naturmacht hatte ihn bezaubert.“

gehört im öffentlichen Saal wie im Innern, übt sie unverändert ihre Macht auf alle Lebensalter aus, gleich wie manche großen Erscheinungen in der Natur, die, so oft sie auch wiederkehren, uns mit Furcht und Bewunderung erfüllen." Schindler, sein Vertrauter sagte, er habe sich des Naturgeistes bemächtigt. — In Wahrheit: Beethoven ist die schöpferische Kraft der Natur selbst. Der Kampf, den seine Elementarkraft gegen die ganze Umwelt zu führen hatte, ist von antiker, homerischer Größe.

Gleicht nicht Beethovens ganzes Leben einem Gewittertag? — Der junge, klare Morgen steigt auf, kaum, daß von Zeit zu Zeit ein sanfter Hauch die Blätter bewegt. Aber diese scheinbare Ruhe ist erfüllt von geheimnisvoll drohender Ahnung. — Schwarze Schatten gleiten über den Boden, dumpfer Donner grollt, auf ihn folgt entsetzliches Schweigen, das doch von zitterndem Schall erfüllt scheint, jetzt — die sausenden wütenden Windstöße der Eroica, der C-Moll-Symphonie. Aber noch ist die Klarheit des Tages nicht vollständig getrübt, noch lebt die Freude, noch steigt aus allem

Leid die Hoffnung wieder auf. Erst nach 1810 wird das seelische Gleichgewicht gestört. Nun verändert sich seltsam das Licht. Aus den klarsten Gedanken steigen Nebel auf, die sich wieder zerstreuen, um sich von Neuem zu ballen, die das Herz beklemmen mit bohrendem Schmerz. Manchmal will die musikalische Idee ganz verschwinden im Nebel, ein, zweimal taucht sie empor, dann versinkt sie im Dunkeln. Wenn sie am Ende wieder erscheint, trägt sie der Sturm. Wild und rauh ist der Frohsinn geworden, Fieber, Gift mischt sich jedem Gefühl[1]). Die Wolken ballen sich, das Gewitter drängt zum Ausbruch, je näher der Abend kommt. Sieh da, die nächtlich schwarzen Wolken, die Sturm Gebärenden, Blitze Schleudernden, — der Anfang der Neunten! — Da plötzlich, mitten im Wüten des Sturms, zerreißt die Finsternis ein mächtiger Wille, er heißt die Nacht entfliehn und aufs Neue schenkt er dem Tage Heiterkeit.

Was für ein Sieg kommt diesem gleich?

---

[1]) „O, so schön ist das Leben, aber bei mir ist es für immer vergiftet." (An Wegeler, 2. Mai 1810.)

Reicht eine Schlacht Napoleons, reicht die Sonne von Austerlitz an diesen herrlichsten aller Siege, der je vom Geist erkämpft worden ist, an den Ruhm, den übermenschliche Kraft sich errungen hat? Ein Armer, noch mehr, ein Unglücklicher, noch mehr, ein Einsamer, ein Kranker, noch mehr — der ganz Schmerzgewordene, dem die Welt ihre Freude versagt, wird selbst zum Schöpfer der Freude und schenkt sie der Welt! Aus seinem Elend schmiedet er sie, stolz bekennt er es in dem Wort, in dem er sein Leben zusammenfaßt, in dem Wort, das jeder heroischen Seele zum Ziele leuchtet:

„Durch Leiden zur Freude“.

(An die Gräfin Erdödy, 19. Oktober 1815.)

DAS HEILIGENSTÄDTER TESTAMENT[1].

Für meine Brüder Karl und (Johann)[2]) nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen.

O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt; aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern wird oder gar unmöglich ist), gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperament geboren,

---

[1]) Heiligenstadt — Vorstadt von Wien. Beethoven machte dort einen Sommeraufenthalt.

[2]) Der Name „Johann" ist im Manuskript ausgelassen.

selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch wars mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub. Ach, wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bei mir in einem vollkommnern Grade als bei andern sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben. — Oh, ich kann es nicht. Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben. Ganz allein fast, nur so viel, als es die höchste Not-

wendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben; nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, das ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzt aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte[1]).

Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung: es fehlte wenig und ich endigte selbst

---

[1]) Ich möchte bei Gelegenheit dieser schmerzlichen Klage eine Bemerkung einschieben, die mir neu zu sein scheint. — Es ist bekannt, daß im 2. Satz der „Pastorale", im Orchester, die Stimmen der Nachtigall, des Kuckucks und der Wachtel erklingen. Übrigens kann man ruhig sagen, die ganze Symphonie sei ein Gewebe von Naturlauten. Die Ästhetiker sind für und gegen

mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. — Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen: ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht gehts besser, vielleicht nicht: ich bin gefaßt. — Schon in meinem 28. Jahre gezwungen, Philosoph zu werden, es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es; du weißt, daß Menschenliebe und

---

diese Musik, des Nachahmens. Keiner aber scheint bedacht zu haben, daß Beethoven überhaupt nicht nachahmte, da er ja nichts hörte! Er schuf aus seinem Innern eine Welt, die für ihn gestorben war. Das ist es, was diese Beschwörung des Vogelgesanges so ergreifend macht. Beethovens einziges Mittel, alle diese Laute wieder zu hören, war, sie vor dem innern Ohre erklingen zu lassen.

Neigung zum Wohltun drin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr, meine Brüder Karl und (Johann), sobald ich tot bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankheitsgeschichte bei, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Teilt es redlich und vertragt und helft Euch einander. Was Ihr mir zuwider getan, das wißt Ihr, war Euch schon längst verziehen. Dir, Bruder Karl, danke ich noch insbesondere für Deine in dieser letztern, spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, dass Euch ein

besseres, sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend: sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld; ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ich danke ihr nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. — Lebt wohl und liebt Euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst Lichnowsky wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch; doch entstehe kein Streit deswegen unter Euch. Sobald sie Euch aber zu was Nützlicherm dienen können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe Euch nützen kann! —

So wärs geschehen. — Mit Freuden eil ich dem Tode entgegen. — Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen. — Doch auch dann bin ich zufrieden: befreit er mich nicht von einem endlosen

leidenden Zustande? — Komm, wann du willst: ich gehe dir mutig entgegen. — Lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode. Ich habe es um Euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an Euch gedacht, Euch glücklich zu machen; seid es! —

Heiligenstadt, am 6. Oktober 1802.

Ludwig van Beethoven.

Heiligenstadt, am 10. Oktober. So nehme ich denn Abschied von Dir — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung — die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist — auch sie für mich dürr geworden. Fast wie ich hierher kam — gehe ich fort — selbst der hohe Mut — der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte — er ist verschwunden. — O Vorsehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! — So lange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. O wann

— o wann, o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen! — Nie? — nein — oh, es wäre zu hart! —

*

An Karl Amenda, Pfarrer in Kurland [1]).

Wien, den 1. Juni (1801).

Mein lieber, mein guter Amenda, mein herzlicher Freund, mit inniger Rührung, mit gemischtem Schmerz und Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief erhalten und gelesen. — Womit soll ich Deine Treue, Deine Anhänglichkeit an mich vergleichen? Oh, das ist recht schön, daß Du mir immer so gut geblieben; ja ich weiß Dich auch mir vor allen bewährt und herauszuheben. Du bist kein Wiener Freund, nein, Du bist einer von denen, wie sie mein vaterländischer Boden hervorzubringen pflegt. Wie oft wünsche ich Dich bei mir, denn Dein Beethoven lebt sehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer. Schon mehrmals fluchte ich letzterem, daß er seine Geschöpfe dem

[1]) Wahrscheinlich 1801 geschrieben.

kleinsten Zufall ausgesetzt, so daß oft die schönste Blüte dadurch vernichtet und zerknickt wird. Wisse, daß mir der edelste Teil, mein Gehör, sehr abgenommen hat. Schon damals, als Du noch bei mir warst, fühlte ich davon Spuren, und ich verschwiegs; nun ist es immer ärger geworden. Ob es wieder wird können geheilt werden, das steht noch zu erwarten. Es soll von den Umständen meines Unterleibs herrühren: was nun den betrifft, so bin ich auch fast ganz hergestellt; ob nun auch das Gehör besser werden wird, das hoffe ich zwar, aber schwerlich; solche Krankheiten sind die unheilbarsten. Wie traurig ich nun leben muß, alles, was mir lieb und teuer ist, meiden und dann unter so elenden, egoistischen Menschen wie *** *** usw. Ich kann sagen, unter allen ist mir Lichnowsky der erprobteste; er hat mir seit vorigem Jahr 600 fl. ausgeworfen. Das und der gute Abgang meiner Werke setzt mich instand, ohne Nahrungssorgen zu leben. Alles, was ich jetzt schreibe, kann ich gleich fünfmal verkaufen und auch gut bezahlt haben.— Ich habe ziemlich viel die Zeit geschrieben; da

ich höre, daß Du bei *** Klaviere bestellt hast, so will ich Dir dann manches schicken in dem Verschlag so eines Instruments, wo es Dich nicht so viel kostet. –

Jetzt ist zu meinem Trost wieder ein Mensch hergekommen, mit dem ich das Vergnügen des Umgangs und der uneigennützigen Freundschaft teilen kann; er ist einer meiner Jugendfreunde[1]. Ich habe ihm schon oft von Dir gesprochen und ihm gesagt, daß, seit ich mein Vaterland verlassen, Du einer derjenigen bist, die mein Herz ausgewählt hat. – Auch ihm kann der *** nicht gefallen[2], er ist und bleibt zu schwach zur Freundschaft. Ich betrachte ihn und *** als bloße Instrumente, worauf ich, wenns mir gefällt, spiele; aber nie können sie volle Zeugen meiner innern und äußern Tätigkeit, ebensowenig als wahre Teilnehmer von mir werden; ich taxiere sie nur nach dem, was sie mir leisten. O wie glücklich wäre ich jetzt, wenn ich mein vollkommenes Gehör hätte!

---

[1]) Stefan von Breuning.

[2]) Zmeskall? Er war Hofsekretär in Wien und Beethoven sehr ergeben.

Dann eilte ich zu Dir, aber so von allem muß ich zurückbleiben, meine schönsten Jahre werden dahinfliegen, ohne alles das zu wirken, was mir mein Talent und meine Kraft geheißen hätten. — Traurige Resignation, zu der ich meine Zuflucht nehmen muß! Ich habe mir freilich vorgenommen, mich über alles das hinauszusetzen, aber wie wird es möglich sein? Ja, Amenda, wenn nach einem halben Jahr mein Übel unheilbar wird, dann mache ich Anspruch auf Dich, dann mußt Du alles verlassen und zu mir kommen. Ich reise dann (bei meinem Spiel und Komposition macht mir mein Übel noch am wenigsten, nur am meisten im Umgang) und Du mußt mein Begleiter sein. Ich bin überzeugt, mein Glück wird nicht fehlen; womit könnte ich mich jetzt nicht messen? Ich habe, seit der Zeit Du fort bist, alles geschrieben bis auf Opern und Kirchensachen. Ja Du schlägst mirs nicht ab, Du hilfst Deinem Freunde seine Sorgen, seine Übel tragen. Auch mein Klavierspielen habe ich sehr vervollkommnet, und ich hoffe, diese Reise soll auch Dein Glück vielleicht noch machen; Du bleibst hernach

ewig bei mir. — Ich habe alle Deine Briefe richtig erhalten; so wenig ich Dir auch antwortete, so warst Du doch immer mir gegenwärtig, und mein Herz schlägt so zärtlich wie immer für Dich. — Die Sache meines Gehörs bitte ich Dich als ein großes Geheimnis aufzubewahren und niemand, wer es auch sei, anzuvertrauen. — Schreibe mir recht oft. Deine Briefe, wenn sie auch noch so kurz sind, trösten mich, tun mir wohl, und ich erwarte bald wieder von Dir, mein Lieber, einen Brief. — Dein Quartett [1]) gib ja nicht weiter, weil ich es sehr umgeändert habe, indem ich erst jetzt recht Quartetten zu schreiben weiß, was Du schon sehen wirst, wenn Du sie erhalten wirst. — Jetzt leb wohl, Lieber, Guter! Glaubst Du vielleicht, daß ich Dir hier etwas Angenehmes erzeigen kann, so versteht sichs wohl von selbst, daß Du zuerst davon Nachricht gibst

Deinem treuen, Dich wahrhaft liebenden

L. v. Beethoven.

---

[1]) Op. 18, Nr. 1.

An Doktor Franz Gerhard Wegeler!

Wien, den 29. Juni 1801.

Mein guter, lieber Wegeler, wie sehr danke ich Dir für Dein Andenken an mich; ich habe es so wenig verdient und um Dich zu verdienen gesucht, und doch bist Du so sehr gut und läßt Dich durch nichts, selbst durch meine unverzeihliche Nachlässigkeit nicht abhalten, bleibst immer der treue, gute, biedere Freund, — Daß ich Dich und überhaupt Euch, die Ihr mir einst alle so lieb und teuer wart, vergessen könnte, nein, das glaub nicht; es gibt Augenblicke, wo ich mich selbst nach Euch sehne, ja bei Euch einige Zeit zu verweilen. — Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so schön und deutlich vor meinen Augen, als da ich Euch verließ. Kurz, ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann. — Wann das sein wird, das kann ich Dir noch nicht bestimmen. Soviel will ich Euch sagen,

daß Ihr mich nur recht groß wiedersehen werdet. Nicht (nur) als Künstler sollt Ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt Ihr mich besser, vollkommener finden; und ist dann der Wohlstand etwas besser in unserm Vaterlande, dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen. O glückseliger Augenblick, wie glücklich halte ich mich, daß ich Dich herbeischaffen, Dich selbst schaffen kann! — Von meiner Lage willst Du was wissen; nun, sie wäre eben so schlecht nicht. Seit vorigem Jahr hat mir Lichnowsky, der, so unglaublich es Dir auch ist, wenn ich es Dir sage, immer mein wärmster Freund war und geblieben (kleine Mißhelligkeiten gabs ja auch unter uns, und haben nicht eben diese unsere Freundschaft mehr befestigt?), eine sichere Summe von 600 fl. ausgeworfen, die ich, solange ich keine für mich passende Anstellung finde, ziehen kann. Meine Kompositionen tragen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen habe, als es fast möglich ist, daß ich machen kann. Auch habe ich auf jede Sache sechs, sieben Verleger und noch mehr, wenn ich

mirs angelegen sein lassen will; man akkordiert nicht mehr mit mir, ich fordere und man zahlt. Du siehst, daß es eine hübsche Lage ist; z. B. ich sehe einen Freund in Not und mein Beutel leidet eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen. — Auch bin ich ökonomischer als sonst. Sollte ich immer hier bleiben, so bringe ichs auch sicher dahin, daß ich jährlich immer einen Tag zur Akademie erhalte, deren ich einige gegeben. Nur hat der neidische Dämon, meine schlimme Gesundheit, mir einen schlechten Stein ins Brett geworfen: nämlich mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden, und das soll sich durch meinen Unterleib, der schon damals, wie Du weißt, elend war, hier aber sich verschlimmert hat, indem ich ständig mit einem Durchfall behaftet war und mit einer dadurch außerordentlichen Schwäche, ereignet haben. Frank wollte meinem Leib den Ton wiedergeben durch stärkende Medizinen und meinem Gehör durch Mandelöl, aber Prosit! Daraus ward nichts, mein Gehör ward immer schlechter und mein Unterleib blieb

immer in seiner vorigen Verfassung; das dauerte bis voriges Jahr Herbst, wo ich manchmal in Verzweiflung war. Da riet mir ein medizinischer asinus das kalte Bad für meinen Zustand, ein gescheiterer das gewöhnliche lauwarme Donaubad: das tat Wunder, mein Bauch ward besser, mein Gehör blieb oder war noch schlechter. Diesen Winter gings mir wirklich elend; da hatte ich wirkliche schreckliche Koliken und ich sank wieder ganz in meinen vorigen Zustand zurück, und so bliebs bis ungefähr vier Wochen, wo ich zu Vering ging, indem ich dachte, daß dieser Zustand zugleich auch einen Wunderarzt erfordere, und ohnedem hatte ich immer Vertrauen zu ihm. Ihm gelang es nun fast gänzlich, diesen heftigen Durchfall zu hemmen; er verordnete mir das laue Donaubad, wo ich jedesmal noch ein Fläschchen stärkende Sachen hineingießen mußte, gab mir aber keine Medizin, bis vor ungefähr vier Tagen Pillen für den Magen und einen Tee fürs Ohr, und darauf, kann ich sagen, befand ich mich stärker und besser; nur meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen,

ich bringe mein Leben elend zu; seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weils mir nun nicht möglich ist den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so gings noch eher; aber in meinem Fach ist das ein schrecklicher Zustand. Dabei meine Feinde, deren Anzahl nicht geringe ist, was würden diese hiezu sagen! — Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merkten; da ich meistens Zerstreuungen hatte, so hält man es dafür. Manchmal auch hör ich den Redenden, der leise spricht, kaum, ja die Töne wohl, aber die Worte nicht; und doch, sobald jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel. Vering sagt, daß es gewiß besser werden wird, wenn auch nicht ganz. Ich habe schon oft den Schöpfer um

mein Dasein verflucht[1]). Plutarch hat mich zu der Resignation geführt. Ich will, wenns anders möglich ist, meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde. — Ich bitte Dich, von diesem meinem Zustand niemanden, auch nicht einmal der Lorchen etwas zu sagen; nur als Geheimnis vertrau ich Dirs an; lieb wäre mirs, wenn Du einmal mit Vering darüber briefwechseltest. Sollte mein Zustand fortdauern, so komme ich künftiges Frühjahr zu Dir: Du mietest mir irgendwo in einer schönen Gegend ein Haus auf dem Lande, und dann will ich ein halbes Jahr ein Bauer werden; vielleicht wirds dadurch geändert. Resignation! welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrige. —

Du verzeihst mir doch, daß ich Dir in Deiner ohnedem trüben Lage noch auch diese freundschaftliche Sorge aufbinde. — Steffen Breuning ist nun hier und wir sind fast täglich zusammen;

---

[1]) Nohl hat in seiner Ausgabe der Briefe Beethovens die Worte „und den Schöpfer" ausgelassen.

es tut mir wohl, die alten Gefühle wieder hervorzurufen. Es ist wirklich ein guter, herrlicher Junge geworden, der was weiß und das Herz, wie wir alle mehr oder weniger auf dem rechten Fleck hat. Ich habe eine sehr schöne Wohnung jetzt, welche auf die Bastei geht und für meine Gesundheit doppelten Wert hat. Ich glaube wohl, daß ich es werde möglich machen können, daß Breuning zu mir komme. — Deinen Antiochum sollst Du haben und auch noch recht viele Musikalien von mir, wenn Du anders nicht glaubst, daß es Dich zuviel kostet. Aufrichtig, Deine Kunstliebe freut mich doch noch sehr. Schreibe mir nur, wie es zu machen ist, so will ich Dir alle meine Werke schicken, das nun freilich eine hübsche Anzahl ist und die sich täglich vermehrt. — Statt dem Porträt meines Großvaters, welches ich Dich bitte mir sobald als möglich mit dem Postwagen zu schicken, schicke ich Dir das seines Enkels, Deines Dir immer guten und herzlichen Beethovens, welches hier bei Artaria, die mich hier darum oft ersuchten, sowie viele andere, auch auswärtige Kunsthandlungen, herauskommt. Stoffel will ich

nächstens schreiben und ihm ein wenig den Text lesen über seine störrige Laune. Ich will ihm die alte Freundschaft recht ins Ohr schreien; er soll mir heilig versprechen, Euch in Euren ohnedem trüben Umständen nicht noch mehr zu kränken. — Auch der guten Lorchen will ich schreiben. Nie habe ich einen unter Euch Lieben, Guten vergessen, wenn ich auch gar nichts von mir hören ließ; aber schreiben, das weißt Du, war nie meine Sache; auch die besten Freunde haben jahrelang keine Briefe von mir erhalten. Ich lebe nur in meinen Noten, und ist das eine kaum da, so ist das andere schon angefangen; so wie ich jetzt schreibe, mache ich oft drei, vier Sachen zugleich. — Schreibe mir jetzt öfter; ich will schon Sorge tragen, daß ich Zeit finde, Dir zuweilen zu schreiben. Grüße mir alle, auch die gute Frau Hofrätin, und sage ihr, „daß ich noch zuweilen einen raptus han". Was Kochs angeht, so wundere ich mich gar nicht über deren Veränderung; das Glück ist kugelrund und fällt daher natürlich nicht immer auf das Edelste, das Beste. — Wegen Ries, den mir herzlichst

grüße, was seinen Sohn anbelangt, will ich Dir näher schreiben, obschon ich glaube, daß, um sein Glück zu machen, Paris besser als Wien sei. Wien ist überschüttet von Leuten, und selbst dem besseren Verdienst fällt es dadurch hart, sich zu halten. — Bis den Herbst oder bis zum Winter werde ich sehen, was ich für ihn tun kann, weil dann alles wieder in die Stadt eilt. — Leb wohl, guter, treuer Wegeler, sei versichert von der Liebe und Freundschaft

Deines

Beethoven.

*

An den Doktor Franz Gerhard Wegeler.

Wien, am 16. November 1801.

Mein guter Wegeler! Ich danke Dir für den neuen Beweis Deiner Sorgfalt um mich, um so mehr, da ich es so wenig um Dich verdiene. — Du willst wissen, wie es mir geht, was ich brauche; so ungern ich mich von dem Gegenstand überhaupt unterhalte, so tue ich es doch noch am liebsten mit Dir. — Vering läßt mich nun schon seit einigen Monaten immer Vesika-

torien auf beide Arme legen, welche aus einer gewissen Rinde, wie Du wissen wirst, bestehen; das ist nun eine höchst unangenehme Kur, indem ich immer ein paar Tage des freien Gebrauchs (ehe die Rinde genug gezogen hat) meiner Arme beraubt bin, ohne der Schmerzen zu gedenken. Es ist nun wahr, ich kann es nicht leugnen, das Sausen und Brausen ist etwas schwächer als sonst, besonders am linken Ohre, mit welchem eigentlich meine Gehörkrankheit angefangen hat, aber mein Gehör ist gewiß um nichts noch gebessert; ich wage es nicht zu bestimmen, ob es nicht eher schwächer geworden. — Mit meinem Unterleib gehts besser; besonders wenn ich einige Tage das lauwarme Bad brauche, befinde ich mich acht, auch zehn Tage ziemlich wohl; sehr selten einmal etwas Stärkendes für den Magen; mit Kräutern auf den Bauch fange ich jetzt auch nach Deinem Rate an. — Von Sturzbädern will Vering nichts wissen; überhaupt aber bin ich mit ihm sehr unzufrieden, er hat gar zu wenig Sorge und Nachsicht für so eine Krankheit; komme ich nicht einmal zu ihm, und das ge-

schieht auch mit viel Mühe, so würde ich ihn nie sehen. — Was hältst Du von Schmidt? Ich wechsle zwar nicht gerne, doch scheint mir, Vering ist zu sehr Praktiker, als daß er sich viel neue Ideen durchs Lesen verschaffte. — Schmidt scheint mir hierin ein ganz anderer Mensch zu sein und würde vielleicht auch nicht gar so nachlässig sein. Man spricht Wunder vom Galvanism; was sagst Du dazu? — Ein Mediziner sagte mir, er habe ein taubstummes Kind sehen sein Gehör wieder erlangen in Berlin und einen Mann, der ebenfalls sieben Jahre taub gewesen und sein Gehör wieder erlangt habe. — Ich höre eben, Dein Schmidt macht hiermit Versuche. — Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht: wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich flohe die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bins doch so wenig. Diese Veränderung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, die mich liebt und die ich liebe. Es

sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erstemal, daß ich fühle, daß — Heiraten glücklich machen könnte. Leider ist sie nicht von meinem Stande — und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heiraten — ich muß mich noch wacker herumtummeln. Wäre mein Gehör nicht, ich wäre nun schon lang die halbe Welt durchgereist, und das muß ich. — Für mich gibts kein größeres Vergnügen, als meine Kunst zu treiben und zu zeigen. — Glaub nicht, daß ich bei Euch glücklich sein würde: was sollte mich auch glücklicher machen? Selbst Eure Sorgfalt würde mir wehe tun, ich würde jeden Augenblick das Mitleiden auf Euren Gesichtern lesen und würde mich nur noch unglücklicher finden. — Jene schöne vaterländische Gegenden, was war mir in ihnen beschieden? Nichts als die Hoffnung in einen bessern Zustand; er wäre mir nun geworden — ohne dieses Übel! Oh, die Welt wollte ich umspannen, von diesem frei! Meine Jugend — ja, ich fühle es, sie fängt erst jetzt an. War ich nicht immer ein siecher Mensch? Meine körperliche Kraft — sie nimmt seit einiger Zeit mehr

als jemals zu und so meine Geisteskräfte. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, was ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann Dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe – ich weiß von keiner andern als dem Schlaf, und wehe genug tut mirs, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß, als sonst. Nur halbe Befreiung von meinem Übel, und dann – als vollendeter, reifer Mann komme ich zu Euch, erneure die alten Freundschaftsgefühle. So glücklich, als es mir hienieden beschieden ist, sollt Ihr mich sehen, nicht unglücklich — nein, das könnte ich nicht ertragen. – Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. – Oh, es ist so schön das Leben tausendmal leben! – Für ein stilles – Leben, nein, ich fühls, ich bin nicht mehr dafür gemacht. – Du schreibst mir doch so bald als möglich? – Sorgt, daß der Steffen sich bestimmt, sich irgendwo im deutschen Orden anstellen zu lassen. Das Leben hier ist für seine Gesundheit mit zu viel Strapazen verbunden. Noch obendrein führt er so ein isoliertes Leben, daß ich gar nicht sehe, wie er so weiter kommen

will. Du weißt, wie das hier ist; ich will nicht einmal sagen, daß Gesellschaft seine Abspannung vermindern würde. Man kann ihn auch nirgends hinzugehen überreden: ich habe einmal bei mir vor einiger Zeit Musik gehabt, wo ausgesuchte Gesellschaft war; unser Freund — Steffen — blieb doch aus. — Empfehle ihm doch mehr Ruhe und Gelassenheit, ich habe schon alles angewendet; ohne das kann er nie weder glücklich noch gesund sein. — Schreib mir nun im nächsten Briefe, obs nichts macht, wenns recht viel ist, was ich Dir von meiner Musik schicke, Du kannst zwar das, was Du nicht brauchst, wieder verkaufen, und so hast Du Dein Postgeld — mein Porträt — auch. — Alles mögliche Schöne und Verbindliche an die Lorchen — auch die Mama — auch Christoph. — Du liebst mich doch ein wenig? Sei sowohl von dieser als auch von der Freundschaft überzeugt

Deines Beethoven.

Briefe Wegelers und seiner Frau Eleonore von Breuning an Beethoven[1]).

Koblenz, 28. Dezember 1825.

Mein lieber alter Louis!

Einen der 10 Riesischen Kinder kann ich nicht nach Wien reisen lassen, ohne mich in dein Andenken zurückzurufen. Wenn Du binnen den 28 Jahren, daß ich Wien verließ, nicht alle 2 Monate einen langen Brief erhalten hast, so magst Du Dein Stillschweigen auf meine ersten als Ursache betrachten. Recht ist es keineswegs und jetzt um so weniger, da wir Alten doch so gern in der Vergangenheit leben und uns an Bildern aus unserer Jugend am meisten ergötzen. Mir wenigstens ist die Bekanntschaft und die enge, durch Deine gute Mutter gesegnete, Jugendfreundschaft mit Dir ein sehr heller Punkt meines Lebens, auf den ich mit Vergnügen hinblicke und der mich

[1]) Es schien mir wertvoll, den Wortlaut dieser beiden Briefe wiederzugeben. Lernt man doch aus ihnen die beiden ausgezeichneten Menschen, Beethovens treueste Freunde, kennen und ist es doch nach seinen Freunden, daß sich ein Mensch beurteilen läßt.

vorzüglich auf Reisen beschäftigt. Nun sehe ich an Dir wie an einen Heros hinauf, und bin stolz darauf sagen zu können: ich war nicht ohne Einwirkung auf seine Entwicklung, mir vertraute er seine Wünsche und Träume, und wenn er später so häufig mißkannt ward, ich wußte wohl, was er wollte. Gottlob daß ich mit meiner Frau und nun später mit meinen Kindern von Dir sprechen darf; war doch das Haus meiner Schwiegermutter mehr Dein Wohnhaus als das Deinige, besonders nachdem Du die edle Mutter verloren hattest. Sage uns nur noch einmal: ja, ich denke Eurer in heiterer, in trüber Stimmung! Ist der Mensch, und wenn er so hoch steht wie Du, doch nur einmal in seinem Leben glücklich, nämlich in seiner Jugend; die Steine von Bonn, Kreuzberg, Godesberg, die Baumschul etc. haben für Dich Haken, an welche Du manche Idee froh anknüpfen kannst.

Doch ich will Dir jetzt von mir, von uns etwas sagen, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du mir antworten mußt.

Nach meiner Zurückkunft von Wien 1796

gings mir ziemlich übel; ich mußte mehrere Jahre von der Praxis allein leben, und das dauerte in der höchst verarmten Gegend einige Jahre, ehe ich mein Auskommen hatte. Nun ward ich aber wieder ein bezahlter Professor, und heiratete dann 1802. Das Jahr darauf bekam ich ein Mädchen, was noch lebt und ganz gut geraten ist. Es hat mit vielem richtigen Verstand die Heiterkeit seines Vaters und spielt Beethovensche Sonaten am liebsten. Das ist wohl kein Verdienst, sondern angeboren. Im Jahre 1807 ward mir ein Knabe geboren, der jetzt in Berlin Medizin studiert. Nach 4 Jahren schicke ich ihn nach Wien, wirst Du Dich seiner annehmen? Von der Familie Deines Freundes starb der Vater 70 Jahre alt den 1. Januar 1800. Von jener meiner Frau der Scholaster vor vier Jahren, alt 72 Jahr, die Tante Stockhausen von der Ahr in diesem Jahre 73 Jahre alt. Die Mama Breuning ist 76, der Onkel in Kerpen 85 Jahre alt. Letzterer freut sich noch des Lebens und spricht oft von Dir — die Mama war mit der Tante wieder nach Köln gezogen, sie wohnten im Hause ihrer Eltern, das sie nach

66 Jahren wieder betraten, dann neu bauen ließen etc. Ich selbst habe im August meinen 60. Geburtstag in einer Gesellschaft von einigen 60 Freunden und Bekannten gefeiert, in welcher sich die Vornehmsten der Stadt befanden. — Seit 1807 wohne ich hier, habe nun ein schönes Haus und eine schöne Stelle. Meine Vorgesetzten sind mit mir zufrieden und der König gab mir Orden und Medaillen. Lore und ich sind auch ziemlich gesund.

Jetzt habe ich Dich auf einmal mit unserer Lage bekannt gemacht, willst Du es bleiben, so antworte nur. — Von unsern Bekannten ist Hofrat Stup vor 3 Wochen gestorben, Fischenich, Staatsrat in Berlin, Ries und Simrock zwei alte gute Menschen, der zweite jedoch weit kränklicher denn der erste.

Vor 2 Jahren war ich einen Monat in Berlin, ich machte dort die Bekanntschaft des Direktors der Singakademie H. Zelter, ein höchst genialer Mann und äußerst offen, daher ihn die Leute für grob halten. In Cassel führte mich Hub. Ries zu Spohr. Du siehst, daß ich es immer noch mit den Künstlern halte.

Warum hast Du Deiner Mutter Ehre nicht gerächt, als man Dich im Konversations-Lexikon und in Frankreich zu einem Kind der Liebe machte? Der Engländer, der Dich verteidigen wollte, gab, wie man in Bonn sagt, dem Dreck eine Ohrfeige, und ließ Deine Mutter 30 Jahre mit Dir schwanger gehen, da der König von Preußen, Dein angeblicher Vater, schon 1740 gestorben sei. — Nur Deine angeborene Scheu etwas anders als Musik von Dir drucken zu lassen, ist wohl schuld an dieser sträflichen Indolenz. Willst Du, so will ich die Welt hierüber des Richtigen belehren. Das ist doch wenigstens ein Punkt, auf den Du antworten wirst. — Wirst du nie den Stephansturm aus den Augen lassen wollen? Hat Reisen keinen Reiz für Dich? Wirst Du den Rhein nie mehr sehen wollen? — Von Frau Lore alles Herzliche, so wie von mir

Dein uralter Freund Wglr.

Einlage der Frau Eleonore.

Koblenz, den 29. Dezember 1825.

Schon lange, lieber Beethoven! war es mein Wunsch, daß Wegeler Ihnen einmal wieder

schreiben möge — nun da dieser Wunsch erfüllt, glaube ich noch ein paar Worte zusetzen zu müssen — nicht nur um mich etwas näher in Ihr Gedächtnis zu bringen, sondern um die wichtige Frage zu wiederholen, ob Sie gar kein Verlangen haben, den Rhein und Ihren Geburtsort wieder zu sehen — Sie werden uns zu jeder Zeit und Stunde der willkommenste Gast sein — und Wegeler und mir die größte Freude machen — unser Lenchen dankt Ihnen so manche frohe Stunde — hört so gern von Ihnen erzählen — weiß alle kleinen Begebenheiten unserer frohen Jugend in Bonn — von Zwist und Versöhnung. — Wie glücklich würde diese sein, Sie zu sehen! — Das Mädchen hat leider kein Musiktalent, aber durch großen Fleiß und Ausdauer hat sie es doch so weit gebracht, daß sie Ihre Sonaten, Variationen und dergleichen spielen kann, und da Musik immer die größte Erholung für Wegeler bleibt, macht sie ihm manche frohe Stunde dadurch. Julius hat Musiktalent, war aber bis jetzt nachlässig — und erst seit einem halben Jahr lernt er mit Lust und Freud Violoncelle; da er in Berlin

einen guten Lehrer hat, glaube ich bestimmt, daß er noch etwas lernen wird. Beide Kinder sind groß und gleichen dem Vater — auch in der heitern fröhlichen Laune, welche gottlob Wegeler noch nicht ganz verlassen hat. — Er hat ein großes Vergnügen, die Themas Ihrer Variationen zu spielen, die alten stehen oben an, doch übt er manchmal mit unglaublicher Geduld ein neues ein. — Ihr Opferlied steht an der Spitze — nie kömmt er ins Wohnzimmer ohne ans Klavier zu gehen. Schon daraus, lieber Beethoven, können Sie sehn, in welch immer dauerndem Andenken Sie bei uns leben — sagen Sie uns doch einmal, daß dies einigen Wert für Sie hat, und daß auch wir nicht ganz von Ihnen vergessen sind. — Wäre es nicht so schwer oft unsre liebsten Wünsche zu befriedigen, hätten wir wohl schon den Bruder in Wien besucht, wobei gewiß das Vergnügen Sie zu sehen berücksichtigt wurde — aber an eine solche Reise ist nicht zu denken, jetzt durchaus nicht, da der Sohn in Berlin ist. — Wegeler hat Ihnen gesagt wie es uns geht — wir hätten Unrecht zu klagen — selbst die schwerste Zeit ging uns glücklicher

vorbei wie hundert andern — das größte Glück ist, daß wir gesund sind, und die Kinder gut und brav sind — ja beide machten uns durchaus noch keinen Verdruß und sind selbst froh und guter Dinge. — Lenchen hat nur einen großen Kummer erlebt — das war als unser armer Burscheid starb — ein Verlust, den wir alle nie vergessen werden. Leben Sie wohl, lieber Beethoven, und denken Sie unser in redlicher Güte.

Eleonore Wegeler.

*

An Wegeler.

Wien, am 7. Oktober 1826[1]).

Mein alter, geliebter Freund!

Welches Vergnügen mir Dein und Deiner Lorchen Brief verursachte, vermag ich nicht auszudrücken. Freilich hätte pfeilschnell eine Antwort darauf erfolgen sollen; ich bin aber im Schreiben überhaupt etwas nachlässig, weil ich denke, daß die besseren Menschen mich

---

[1]) Man sieht, die Menschen, die sich zur Zeit Beethovens Freunde waren, litten weniger an Ungeduld als wir: Beethoven antwortet seinem Freund zehn Monate erst nach dessen Brief!

ohnehin kennen. Im Kopfe mache ich öfter die Antwort; doch wenn ich sie niederschreiben will, werfe ich meistens die Feder weg, weil ich nicht so zu schreiben imstande bin, wie ich fühle. Ich erinnere mich aller Liebe, die Du mir stets bewiesen hast, z. B. wie Du mein Zimmer weißen ließest und mich so angenehm überraschtest — ebenso von der Familie Breuning. Kam man voneinander, so lag dies im Kreislauf der Dinge: jeder mußte den Zweck seiner Bestimmung verfolgen und zu erreichen suchen. Allein die ewig unerschütterlichen, festen Grundsätze des Guten hielten uns dennoch immer fest zusammen verbunden. — Leider kann ich heute Dir nicht so viel schreiben, als ich wünschte, da ich bettlägerig bin, und beschränke mich darauf, einige Punkte Deines Briefes zu beantworten. Du schreibst, daß ich irgendwo als natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Preußen angeführt bin; man hat mir davon vor langer Zeit ebenfalls gesprochen. Ich habe mir aber zum Grundsatze gemacht, nie weder etwas über mich selbst zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten,

was über mich geschrieben worden. Ich überlasse Dir daher gerne, die Rechtschaffenheit meiner Eltern und meiner Mutter insbesondere der Welt bekannt zu geben. — Du schreibst von Deinem Sohne. Es versteht sich wohl von selbst, daß, wenn er hieherkommt, er seinen Freund und Vater in mir finden soll, und wo ich im Stande bin, ihm in irgend etwas zu dienen oder zu helfen, werde ich es mit Freuden tun.

Von Deiner Lorchen habe ich noch die Silhouette, woraus zu ersehen, wie mir alles Gute und Liebe aus meiner Jugend noch teuer ist.

Von meinen Diplomen schreibe ich nur kürzlich, daß ich Ehrenmitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Schweden, ebenso in Amsterdam und auch Ehrenbürger von Wien bin. Vor kurzem hat ein gewisser Dr. Spiker meine letzte große Symphonie mit Chören nach Berlin mitgenommen; sie ist dem Könige gewidmet, und ich mußte die Dedikation eigenhändig schreiben. Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubnis, das Werk dem Könige zueignen zu dürfen, ange-

sucht, welche mir auch von ihm gegeben wurde. Auf Dr. Spikers Veranlassung mußte ich selbst das korrigierte Manuskript mit meinen eigenhändigen Verbesserungen demselben für den König übergeben, da es in die königliche Bibliothek kommen soll. Man hat mir da etwas von dem roten Adlerorden zweiter Klasse hören lassen: wie es ausgehen wird, weiß ich nicht; denn nie habe ich derlei Ehrenbezeugungen gesucht. Doch wäre sie mir in diesem Zeitalter wegen manches anderm nicht unlieb. — Es heißt übrigens bei mir immer: Nulla dies sine linea, und laß ich die Muse schlafen, so geschieht es nur, damit sie desto kräftiger erwache. Ich hoffe noch einige große Werke zur Welt zu bringen und dann wie ein altes Kind irgendwo unter guten Menschen meine irdische Laufbahn zu beschließen[1]. Du wirst bald durch die Gebrüder Schott in Mainz einige Musikalien erhalten. — Das Porträt, welches

[1]) Beethoven wußte nicht, daß er damals an seinem letzten Werke schrieb, am zweiten Finale des Quartettes op. 130. Er hielt sich bei seinem Bruder in der Nähe von Krems, an der Donau auf.

Du beiliegend bekommst, ist zwar ein künstlerisches Meisterstück, doch ist es nicht das letzte, welches von mir verfertigt wurde. — Von den Ehrenbezeugungen, die Dir, ich weiß es, Freude machen, melde ich Dir noch, daß mir von dem verstorbenen König von Frankreich eine Medaille zugesandt wurde mit der Inschrift: Donné par le Roi à Monsieur Beethoven, welche von einem sehr verbindlichen Schreiben des premier gentilhomme du Roi, Duc de Châtres[1]) begleitet wurde.

Mein geliebter Freund! Nimm für heute vorlieb: ohnehin ergreift mich heute die Erinnerung an die Vergangenheit, und nicht ohne viele Tränen erhältst Du diesen Brief. Der Anfang ist nun gemacht, und bald erhältst Du wieder ein Schreiben, und je öfter Du mir schreiben wirst, desto mehr Vergnügen wirst Du mir machen. Wegen unserer Freundschaft bedarf es von keiner Seite einer Anfrage, und so lebe wohl! Ich bitte Dich, Dein liebes Lorchen und Deine Kinder in meinem Namen zu

[1]) Herzog von Achât?

umarmen und zu küssen und dabei meiner zu gedenken. Gott mit Euch allen!

Wie immer Dein treuer, Dich ehrender, wahrer Freund

Beethoven.

*

An Wegeler.

Wien, den 17. Februar 1827.

Mein alter, würdiger Freund!

Ich erhielt wenigstens glücklicherweise Deinen zweiten Brief von Breuning. Noch bin ich zu schwach, ihn zu beantworten; Du kannst Dir denken, daß mir alles darin willkommen und erwünscht ist. Mit der Genesung, wenn ich es so nennen darf, geht es noch sehr langsam. Es läßt sich vermuten, daß noch eine vierte Operation zu erwarten sei, obwohl die Ärzte noch nichts davon sagen. Ich gedulde mich und denke: alles Üble führt manchmal etwas Gutes herbei. — Nun aber bin ich erstaunt, als ich in Deinem letzten Briefe gelesen, daß Du noch nichts erhalten. — Aus dem Briefe, den Du hier empfängst, siehst Du, daß ich Dir schon am 10. Dezember vorigen Jahres geschrieben. Mit

dem Porträt ist es der nämliche Fall, wie Du, wenn Du es erhältst, aus dem Datum darauf wahrnehmen wirst. — Frau Steffen sprach — kurzum, Steffen verlangte, Dir diese Sachen mit einer Gelegenheit zu schicken; allein sie blieben liegen bis am heutigen Datum, und wirklich hielt es noch schwer, es bis heute zurückzuerlangen. Du erhältst nun das Porträt mit der Post durch die Herren Schott, welche Dir auch die Musikalien übermachten. — Wieviel möchte ich Dir heute noch sagen, allein ich bin zu schwach: ich kann daher nichts mehr, als Dich mit Deinem Lorchen im Geiste umarmen. Mit wahrer Freundschaft und Anhänglichkeit an Dich und an die Deinen

Dein alter, treuer Freund

Beethoven.

*

An Ignaz Moscheles.

Wien, 14. März 1827.

Mein lieber, guter Moscheles!

Am 27. Februar wurde ich zum vierten Mal operiert, und jetzt sind schon wieder sichtbare

Spuren da, daß ich bald die fünfte zu erwarten habe. Wo soll das hin, und was soll aus mir werden, wenn es noch einige Zeit so fortgeht? — Wahrlich, ein sehr hartes Los hat mich getroffen! Doch ergebe ich mich in die Fügung des Schicksals und bitte Gott stets nur, er möge es in seinem göttlichen Ratschluß so lenken, daß ich, solange ich noch hier den Tod im Leben erleiden muß, vor Mangel geschützt werde[1]). Dies würde mir so viel Kraft geben, mein Los, so hart und schrecklich es immer

---

[1]) Beethoven, dem es beinahe am Nötigsten fehlte, hatte die Philharmonische Gesellschaft in London und Moscheles, der damals in England war, gebeten, für ihn ein Konzert zu arrangieren. Die Gesellschaft war großzügig genug, ihm umgehend 100 £ zu schicken, wovon Beethoven tief ergriffen war. Sein Freund Rau erzählt: „Es war herzzerreißend, ihn zu sehen, wie er seine Hände faltete und sich beinahe in Tränen der Freude und des Dankes auflöste.“ ‚Durch die freudige Erregung verursacht, öffnete sich in der Nacht eine seiner Wunden. Er hatte vor, einen Brief an die „edelmütigen Engländer“ zu diktieren, die an seinem traurigen Schicksal teilnahmen. Er versprach der Philharmonischen Gesellschaft ein Werk, seine zehnte Symphonie, eine Ouvertüre, oder was sie sonst wünschen möchten. „Ich verpflichte mich, der Gesellschaft dadurch meinen wärmsten Dank abzustatten, indem ich ihr entweder eine neue Symphonie, die schon skizziert in meinem Pulte liegt, oder eine neue Ouvertüre oder etwas anderes zu schreiben mich verbinde, was die Gesellschaft wünscht. Möge der Himmel mir recht bald wieder meine Gesundheit schenken.“ Dieser Brief ist vom 18. März 1827 datiert, am 26. März starb er.

sein möge, mit Ergebenheit in den Willen des Allerhöchsten zu ertragen.

So mein lieber Moscheles, empfehle ich Ihnen nochmals meine Angelegenheit und verharre in größter Achtung stets

Ihr Freund Beethoven.

Aus Beethovens Gedanken

ÜBER MUSIK

I n'y a pas de règle qu'on ne peut blesser à cause de „Schöner“[1]).

*

Dem Manne muß die Musik Feuer aus dem Geist schlagen.

Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie ... Wem meine Musik sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen.

Zu Bettina, 1810.

*

Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter dem Menschengeschlecht verbreiten.

An Erzherzog Rudolf.

---

[1]) Beethovens Original-Französisch.

Ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben: Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich.

Zu Gering.

*

Glaubt er, daß ich an seine elende Geige denke, wenn der Geist zu mir spricht?

Zu Schuppanzigh.

*

Reine Kirchenmusik müßte nur von Singstimmen vorgetragen werden, ausgenommen ein Gloria oder ein anderer, dem ähnlicher Text. Deswegen bevorzuge ich Palästrina, doch ist es Unsinn, ihn nachzuahmen, ohne seinen Geist und die religiöse Anschauung zu besitzen, auch dürfte es den jetzigen Sängern unmöglich sein, die langgehaltenen Noten tragend und rein zu singen.

Zum Organisten Freudenberg.

*

Wie ich gewohnt bin zu schreiben, auch in meiner Instrumentalmusik, habe ich immer das Ganze vor Augen.

An Treitschke.

Ohne Klavier zu schreiben ist nötig ... Nach und nach entsteht die Fähigkeit, gerade nur das, was wir wünschen, fühlen, darzustellen, ein dem edleren Menschen so sehr wesentliches Bedürfnis.

An Erzherzog Rudolf.

*

Die Beschreibung eines Bildes gehört zur Malerei, auch der Dichter kann sich hierin vor meiner Muse glücklich schätzen, deren Gebiet hierin nicht so begrenzt ist, sowie es sich wieder in andere Regionen erstreckt und man unser Reich nicht so leicht erreichen kann.

An Wilhelm Gerhard.

*

Freiheit, Weitergehn ist in der Kunstwelt, wie in der ganzen großen Schöpfung Zweck, und sind wir Neuern noch nicht ganz soweit, als unsere Altvorderen in Festigkeit, so hat doch die Verfeinerung unserer Sitten auch manches erweitert.

An Erzherzog Rudolf.

Genie hat doch unter den Alten nur der deutsche Händel und Seb. Bach gehabt.

An Erzherzog Rudolf.

*

Je ne suis pas accoutumé de retoucher mes compositions. Je ne l'ai jamais fait, pénétré de la vérité que tout changement partiel altère le caractère de la composition.

An Thomson, Verleger und Musikfreund, Edinburg.

*

Wenn Ihr Schüler einmal den gehörigen Fingersatz nimmt, alsdann im Takt richtig, wie auch die Noten ziemlich ohne Fehler spielt, alsdann erst in Rücksicht des Vortrags anzuhalten, und wenn man einmal so weit ist ihn wegen kleinen Fehlern nicht aufhören zu lassen und selbe ihm erst beim Ende des Stückes zu bemerken. Ich habe immer diese Methode verfolgt, sie bildet bald Musiker, welches doch am Ende schon einer der ersten Zwecke der Kunst ist ... Bei gewissen Passagen wünsche ich,

auch zuweilen alle Finger zu gebrauchen. Freilich klingen einige, wie man sagt „geperlt" gespielt (mit weniger Fingern) oder wie eine Perle, allein man wünscht auch einmal ein anderes Geschmeide[1]).

An Karl Czerny.

*

Daß Sie Sebastian Bachs Werke herausgeben wollen, ist etwas, was meinem Herzen, das ganz für die hohe große Kunst dieses Urvaters der Harmonie schlägt, recht wohl tut.

An Hofmeister 1801.

*

Allzeit habe ich mich zu den größten Verehrern Mozarts gerechnet, und werde es bis zum letzten Lebenshauch bleiben.

An Abbé Maximilian Stadler, 1826.

---

[1]) Sein Klavierspiel war nicht korrekt und sein Fingersatz oft falsch, worunter die Schönheit des Tons litt. Aber wer konnte bei ihm an den Spieler denken? Man war ganz in seinen Ideen aufgegangen, was kümmerte die Art, wie seine Hände sie ausdrückten!

Baron de Trémont, 1809.

Ich schätze Ihre Werke über alle andere theatralische. Ebenso bin ich auch entzückt, so oft ich ein neues Werk von Ihnen vernehme, und nehme größeren Anteil daran als an meinen eigenen; kurz ich ehre und liebe Sie. Vous resterez toujours celui de mes contemporains que je l'estime le plus. Si vous mes voulez faire un extrême plaisir, c'était, si Vous m'écrivez quelques lignes, ce que me soulagera bien. L'art unit tout le monde, wieviel mehr wahre Künstler, et peut-être Vous me daignez aussi de me mettre mich zu rechnen unter diese Zahl[1]).

An Cherubini, 1823.

*

ÜBER DIE KRITIK

Was mich als Künstler betrifft, so hat man nie erfahren, daß ich, man habe auch in diesem Punkte was immer über mich geschrieben, mich je erregt habe.

An Schott, B. Schotts Söhne, 1825.

---

[1]) Wie schon bemerkt, hat Cherubini nie auf diesen Brief geantwortet.

Ich denke mit Voltaire, daß einige Mückenstiche ein mutiges Pferd nicht in seinem Laufe aufhalten können.

An Karl August von Klein, 1826.

*

Was die Leipziger Ochsen betrifft, so lasse man sie doch nur reden, sie werden gewiß niemand durch ihr Geschwätz unsterblich machen, sowie sie auch niemand die Unsterblichkeit nehmen werden, dem sie von Apoll bestimmt ist.

An Hofmeister, 1801.

Bibliographisches

Es folgt hier eine Liste der Literatur über Beethoven, die den Leser eingehend in sein Leben und Schaffen einführt:

I. BEETHOVENS BRIEFE

LUDWIG NOHL: Briefe Beethovens, 1865, Stuttgart.

LUDWIG NOHL: Neue Briefe Beethovens, 1867, Stuttgart.

LUDWIG RITTER VON KOECHEL: 83 Original-Briefe L. v. Bs. an den Erzherzog Rudolf, 1865, Wien.

ALFRED SCHOENE: Briefe von Beethoven an Marie, Gräfin Erdoedy, geborne Gräfin Niszky und Mag. Brauchle, 1866, Leipzig.

THEODOR VON FRIMMEL: Neue Beethoveniana, 1866.

Katalog, der mit der Beethoven-Feier zu Bonn am 11.—15. Mai 1890 verbundenen Ausstellung von Handschriften, Briefen, Bildnissen, Reliquien Ludwig van Beethovens, 1890, Bonn.

LA MARA: Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten, 1892, Leipzig.

DR. A. CH. KALISCHER: Neue Beethovenbriefe, 1902, Berlin und Leipzig.

DR. A. CH. KALISCHER: Beethovens sämtliche Briefe Kritische Ausgabe mit Erläuterungen, 1906—1908, fünf Bände, Leipzig und Berlin.

DR. FRITZ PRELINGER: Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen 1907, Wien und Leipzig, 3 Bände.

Eine Auswahl von Briefen Beethovens, ins Französische übersetzt, eingeleitet und mit Notizen versehen von Jean Chantavoine ist 1904 in Paris erschienen.

II. BEETHOVENS LEBEN

GOTTFRIED FISCHER: Manuskript (besonders interessant über Beethovens Kindheit. Fischer, 1864 in Bonn gestorben, war der Besitzer des Hauses, wo zwei Generationen der Familie Beethoven gelebt haben. Er und seine Schwester Cäcilie kannten Beethoven als Kind sehr gut. Sie zeichneten ihre Erinnerungen auf, die für den, der sie mit der nötigen Kritik aufnimmt, wertvoll sind.) — Das Manuskript befindet sich im Beethovenhaus, Bonn. Deiters (siehe weiter unten) hat Auszüge daraus im Druck erscheinen lassen.

F. G. WEGELER und FERDINAND RIES: Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven. (Besonders wertvoll für die erste Hälfte von Beethovens Leben.) 1838, Koblenz, französische Übersetzung 1862 (vergriffen). Neudruck: Dr. Kalischer, 1905.

LUDWIG NOHL: Eine stille Liebe zu Beethoven, 1857, Berlin. (Herausgabe des Tagebuches von Fanny Giannatasio del Rio, die Beethoven kannte und liebte; gegen 1816.)

ANTON SCHINDLER: Beethovens Biographie, 1840. Französische Übersetzung 1866 (vergriffen). Zweite Lebenshälfte.

ANTON SCHINDLER: Beethoven in Paris, 1842, Münster.

GERHARD VON BREUNING: Aus dem Schwarzspanierhause. 1874. (Das Haus, in dem Beethoven starb. Im Winter 1903 zerstört worden.)

MOSCHELES: The life of Beethoven, 1841, London.

ALEXANDER WHEELOCK THAYER: Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und fortgeführt von Deiters, dann von Hugo Riemann. — Ludwig van Beethovens Leben, 5 Bände, 1908.

1866 angefangen, durch den Tod des Autors — 1897 in Triest, wo derselbe Konsul der U. S. A. war — unterbrochen. Das Werk hörte mit dem Jahr 1816 auf. — Deiters unternahm die Fortsetzung, starb aber 1907, ehe er den zweiten Band herausgeben konnte. H. Riemann vollendete es an Hand des von Deiters hinterlassenen Materials. — Es ist bei weitem das interessanteste Werk über Beethoven.

LUDWIG NOHL: Beethovens Leben, 1864—1879, 4 Bände.

LUDWIG NOHL: Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen, Stuttgart.

A. B. MARX: L. van Beethovens Leben und Schaffen, 1863, 2 Bände, fünfte verbesserte Auflage, von G. Behncke, 1902, Berlin.

Dasselbe. Neue, wohlfeile Ausgabe mit Beethoven-Bildnis (in Mattlichtdruck nach der Zeichnung von Prof. A. v. Klöber aus dem Jahre 1817). Leipzig, 1902, Gebrüder Reinecke, 2 Bände.

VICTOR WILDER: Beethoven, sa vie et son œuvre, 1890.

MARIAM TENGER: Beethovens unsterbliche Geliebte, 1890, Bonn. Der historische Wert des Buches ist bestritten worden. Mariam Tenger war Therese Brunswicks Vertraute in deren letzten Jahren. Es ist wahrscheinlich, daß die damals betagte Therese ihre Erzählungen gefärbt hat, aber die Hauptsache scheint auf Tatsachen zu beruhen.

A. EHRHARD: Franz Grillparzer, 1900.

THEODOR VON FRIMMEL: Ludwig van Beethoven (in der Sammlung „Berühmte Musiker") 1901, Berlin.

JEAN CHANTAVOINE: Beethoven, 1907.

DR. ALFRED CHR. KALISCHER: Beethoven und seine Zeitgenossen. — Beiträge zur Geschichte des Künstlers und Menschen, 4 Bände, 1910.

Sammlung von Dokumenten über den Kreis von Freunden und Freundinnen aus Beethovens Nähe; sehr aufschlußreich, da sie für das Psychologische Beethovens neue Gesichtspunkte eröffnet hat.

III. BEETHOVENS WERKE

BEETHOVEN: Sämtliche Werke. Breitkopf & Haertel, Leipzig, in 25 Serien, 39 Bänden.

G. NOTTEBOHM: Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke von Ludwig van Beethoven, 1868, Leipzig.

A. W. THAYER: Chronologisches Verzeichnis der Werke von Beethoven, 1865, Berlin.

G. NOTTEBOHM: Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803, 1880.

G. NOTTEBOHM: Beethoveniana. — Zweite Beethoveniana, 1872—1887.

GEORGE GROVE: Beethoven and his nine Symphonies. 1896, London.

J. G. PRODHOMME: Les Symphonies de Beethoven, 1906.

ALFREDO COLOMBANI: Le Nove Sinfonie di Beethoven. 1897, Turin.

ERNST VON ELTERLEIN: Beethovens Klaviersonaten. Fünfte Auflage, 1895.

WILLIBALD NAGEL: Beethoven und seine Klaviersonaten, 2 Bände, 1903—1905.

CH. CZERNY: Pianoforte-Schule (4. Teil, Kapitel II, III).

SHEDLOCK: The pianoforte sonata, 1900, London.

THEODOR HELM: Beethovens Streichquartette, 1885.

H. DE CURZON: Les lieder et airs détachés de Beethoven, 1906.

OTTO JAHN: Leonore, Klavierauszug mit Text, nach der zweiten Bearbeitung, 1852.

DR. ERICH PRIEGER: Fidelio, Klavierauszug mit Text, nach der ersten Bearbeitung, 1906.

WILHELM WEBER: Beethovens Missa Solemnis, 1897.

PROF. DR. RICHARD STERNFELD: Zur Einführung in Ludwig van Beethovens Missa Solemnis.

W. DE LENZ: Beethoven et ses trois styles (Analyses des sonates de piano [vergriffen]), 1854.

OULIBICHEFF: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs, 1857.

WASIELEWSKY: Beethoven, 2 Bände, 1886, Berlin.

R. SCHUMANN: Schriften über Musik und Musiker, I. Teil ins Französische übersetzt von H. de Curzon, 1894.

RICHARD WAGNER: Beethoven, 1870, Leipzig.

VINCENT D'INDY: Beethoven, 1911.

Für den, der den Entwicklungsgang von Beethovens Schöpferkraft in seinen Anfängen studieren will, ist es von Wert, die musikalischen Werke von Friedrich Wilhelm Rust, Dessau, 1739—1796, zu kennen. Einer seiner Enkel hat vor nicht allzu langer Zeit einige Sonaten des Großvaters publiziert. Der jüngste Sohn F. W. Rusts, Wilhelm Karl, lebte von 1807—1827 in Wien und trat in Beziehungen zu Beethoven. Rust, Karl Philipp Emanuel Bach und die Symphoniker von Mannheim sind Vorläufer Beethovens zu nennen. — Siehe H. Riemann: Beethoven und die Mannheimer. (Die Musik 1807—1808.)

Es ist interessant, auch die Lieder von Neefe (1748 bis 1799) zu kennen, da sie schon ganz beethovensch anmuten. Von den Musikern der Revolution ist besonders Cherubini mit dem Stil einiger seiner religiösen und dramatischen Kompositionen Beethoven vielleicht vorbildlich gewesen.

BEETHOVENS BILDNISSE.

1789. — Silhouette von Beethoven im 18. Jahr. (Beethoven-Haus, Bonn. In der Biographie von Frimmel reproduziert, pag. 16.)

1791—92. — Miniaturbild von Beethoven, Gerhard von Kügelgen. (Gehört Georg Henschel, London. In der „Musical Times“ vom 15. Dezember 1892 reproduziert, pag. 8.)

1801. — Zeichnung, G. Stainhauser, Kupferstich darnach von Johann Neidl. (Reproduziert in „Les Musiciens célèbres", Felix Clément, 1878, pag. 267, und Frimmel, pag. 28.)

1802. — Kupferstich von Scheffner nach Stainhauser. (Beethoven-Haus, Bonn. Reproduziert in der „Musik" vom 15. März 1902, pag. 1145.)

1802. — Miniaturbild von Beethoven, Christian Hornemann. (Gehört Frau von Breuning, Wien, Reproduziert in Frimmel, pag. 31.)

1805. — Porträt von Beethoven, W. J. Mähler. (Gehört Robert Heimler, Wien. Reproduziert in der „Musical Times", pag. 7, Frimmel, pag. 34.)

1808. — Zeichnung, L. F. Schnorr von Carolsfeld, Lithographie davon, J. Bauer. (Beethoven-Haus, Bonn.)

1812. — Beethovens Maske, Franz Klein.

1812. — Büste, nach der Maske modelliert, Franz Klein. (Gehört dem Klavierfabrikanten E. Streicher, Wien. Reproduziert in Frimmel, pag. 46; Musical Times, pag. 19.)

1814. — Zeichnung, L. Letronne, Kupferstich darnach, Blasius Höfel. (Das schönste Porträt Beethovens. Das Beethoven-Haus, Bonn, besitzt das Exemplar, das Beethoven Wegeler schenkte. Reproduziert in Frimmel, pag. 51, Musical Times, pag. 21.)

1815. — Zeichnung, Letronne, Kupferstich darnach, Riedel. (Reproduziert in der „Musik", pag. 1147.)

1815. — Zweites Porträt von Mähler. (Gehört Herrn Ign. von Gleichenstein, Freiburg i. B. Reproduktion im Beethoven-Haus, Bonn.)

1815. — Porträt von Beethoven, Christian Heckel. (Gehört Herrn J. F. Heckel, Mannheim. Reproduktion im Beethoven-Haus, Bonn.)

1817. — Beethoven-Bildnis. Nach der Natur gezeichnet von Prof. A. von Klöber in Mödling bei Wien im Jahre 1817. (Reproduziert als Mattlichtdruck in Marx: Beethoven, Leben und Schaffen, Leipzig, 1902, Gebrüder Reinecke.)

1818. — Kupferstich nach der Zeichnung von Beethoven, August von Klöber. (Reproduziert in der „Musical Times", pag. 25.) Die Originalzeichnung von Klöber befindet sich in der Sammlung von Dr. Erich Prieger, Bonn.

1819. — Porträt von Beethoven, Ferdinand Schimon. (Beethoven-Haus, Bonn. Reproduziert in der „Musik", pag. 1149; Frimmel, pag. 63; Musical Times, pag. 29.)

1819. — Beethovens Porträt, K. Joseph Stieler. (Gehört Herrn Alex. Meyer-Cohn, Berlin. Reproduziert in Frimmel, pag. 71.)

1821. — Büste von Beethoven, Anton Dietrich. (Gehört Leopold Schrötter von Kristelli. Reproduziert im Beethoven-Haus, Bonn.)

1824—26. — Zeichnungen, Karikaturen, von Beethoven auf seinen Spaziergängen, J. P. Lyser. (Originale in der Gesellschaft der Musikfreunde Wien. Reproduziert in Frimmel, pag. 67, Musical Times, pag. 15.)

1823. — Zeichnungen, Karikaturen, von Beethoven auf seinen Spaziergängen, Jos. van Boehm. (Reproduziert in Frimmel, pag. 70.)

1823. — Porträt von Beethoven, Waldmüller. (Gehört Breitkopf & Haertel, Leipzig. Reproduziert in Frimmel, pag. 72.)

1825—26. — Zeichnung von Beethoven, Stefan Decker. (Gehört Herrn Georg Decker, Wien. Reproduktion im Beethoven-Haus, Bonn.)

1826. — Zeichnung von B. A. Dietrich, Lithographie darnach, Jos. Kniehuber. (Reproduziert in Frimmel, pag. 73.)

1826. — Antik aufgefaßte Büste von Beethoven; Schaller. (Gehört der philharmonischen Gesellschaft, London, Kopie davon im Beethoven-Haus, Bonn. Reproduziert in Frimmel, pag. 74; Musical Times.)

1827. — Skizze von Beethoven auf dem Totenbette, Jos. Danhauser. (Gehört A. Artaria, Wien. Re-

produziert in der Allgemeinen Musikzeitung vom 19. April 1901.)

1827. — Drei Skizzen von Beethoven auf dem Totenbette, Teltscher. (Gehören Dr. Aug. Heymann, veröffentlicht durch Frimmel. Reproduziert im „Courrier musical" vom 15. November 1909.)

1827. — Totenmaske von Beethoven, Danhauser. (Beethoven-Haus, Bonn.)

Seit Beethovens Tod sind zahlreiche Bildnisse von ihm entstanden. Als hervorragendstes Werk, ihm und seinem Andenken geweiht, sei Max Klingers Denkmal genannt. (Wien 1902.)